

Faschismus

Karlheinz Weißmann
Autorenportrait Sternhell

Stefan Scheil
Faschistische Politik

Hugo Hermans
Faschismus an der Macht

Götz Kubitschek
Faschismus und
Avantgarde

Martin Lichtmesz
Casa Pound

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

8. Jahrgang, Februar 2010,
Heft 34

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs Hef-
te) zeichnen. Das normale Jahres-
abonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt, ver-
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Thema

- 2 **Autorenportrait Zeev Sternhell**
Karlheinz Weißmann
- 8 **Faschismus an der Macht**
Hugo Hermans
- 14 **Faschistische Politik – Vollzug einer
Ideologie oder Abbild einer Ära?**
Stefan Scheil
- 18 **Gibt es eine faschistische Philosophie?**
Erik Lehnert
- 22 **Casa Pound**
Martin Lichtmesz
- 28 **Faschismus und Avantgarde**
Götz Kubitschek
- 32 **Faschismus – außereuropäisch**
Josef Schüßlburner
- 36 **Faschisten**
Biographische Skizzen
- 44 **Kein zweiter Faschismus**
Gespräch mit Dominique Venner
- 47 **Faschisten nach Feierabend**
Martin Voelkel

Dienste

- 48 **Rezensionen**
- 56 **Vermischtes**
- 60 **Briefe an Alle und Keinen**

Motiv der Titelseite:
Schildkrötenlogo Casa Pound

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal
Bildtafeln mit Werken des Vortizismus.

Informationen zu den Autoren in diesem
Heft auf Seite 7

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Während meines Studiums hatte ich eine Dozentin in Alter Geschichte, die die Teilnehmer ihres Seminars gelegentlich nach Hause einlud. Sie war die Schülerin eines Meister dieses Fachs – Alfred Heuss –, der wiederum im Ruf eines Konservativen stand. Außerdem schien die Antike als Materie und die Strenge der Anforderungen von selbst für eine entsprechende Ausrichtung zu bürgen. Um so überraschender, daß sie im Lauf eines gemeinsamen Abends gut gelaunt erklärte, daß sie eigentlich »Maoistin« sei. Im China des »großen Steuermanns« habe man die humanere Zukunft vor Augen, eine Gesellschaft von Gleichen, in der Abgehobenheit und Entfremdung der Intellektuellen von den Massen zu Ende sein würden.

Das waren die siebziger Jahre, Enzensberger noch weit entfernt von heutigen Einsichten, »liberale Marxisten« (Fritz J. Raddatz über Fritz J. Raddatz) überall, Sowjet-Versteher, Philokommunisten aller Schattierungen, Schwärmer für jede »Befreiungsbewegung« und evangelische Pastoren, die sich nach Kuba sehnten. Aber der Maoismus bildete in Westdeutschland eine marginale Größe mit sektenhaften Zügen. Insofern war meine Verblüffung groß und nach kurzem Zögern entgegnete ich, das könne wohl nicht ernst gemeint sein, schließlich habe Mao voller Stolz erklärt, wenn der legendäre Gründer Chinas zweihundert Gegner lebendig begraben ließ, so habe er ihn auch darin übertroffen: auf seinen Befehl seien zweitausend Feinde der Revolution lebendig begraben worden. Mein Gegenüber blieb unbeeindruckt und meinte über einem Glas italienischem Weißwein, es komme schließlich auf die Idee an, und im Zuge großer Fortschritte könne auf den einzelnen keine Rücksicht genommen werden.

Längst ist klargeworden, daß die zweitausend lebendig Begrabenen nur ein winziger Teil der Opfer des Maoismus waren. Im Januar hat Yin Shusheng, ein ehemaliger Polizeifunktionär, berichtet, daß er Anfang der sechziger Jahre in die nördlichen Provinzen Chinas entsandt wurde, um die Lage dort zu überprüfen. Die bis dahin blühende Region, die vor allem hohe landwirtschaftliche Überschüsse lieferte, bot ein Bild des Schreckens. Faktisch war die gesamte Sozialordnung zusammengebrochen, Hungersnöte forderten eine hohe Zahl von Opfern, die Verzweiflung der Menschen war so groß, daß sich Kannibalismus ausgebreitet hatte, jede Auflehnung wurde brutal unterdrückt und zur Abschreckung immer wieder eine bestimmte Quote von Gefangenen in die Lager gebracht, ganz gleich, ob die Unglücklichen sich etwas hatten zuschulden kommen lassen oder nicht.

Yin Shusheng widerspricht ausdrücklich der auch im Westen, auch unter Wissenschaftlern bürgerlicher Richtung, verbreiteten Meinung, daß die etwa 25 Millionen Toten, die die Hungersnöte zwischen 1958 und 1961 forderten, als unbeabsichtigte Folge des »Großen Sprungs nach vorn« – der Zwangsindustrialisierung Chinas – zu betrachten seien. Der Hunger war vielmehr Teil eines terroristischen Konzepts, um durch Auslese und eine Pädagogik des Schreckens den Zukunftsmenschen zu schaffen. Man fühlt sich an Stalins »Holodomor« in der Ukraine und vergleichbare Maßnahmen der Roten Khmer in Kambodscha erinnert, und das Bild des Kommunismus wird düsterer Tag für Tag und um immer neue, schreckliche Details ergänzt.

Trotzdem erscheint er in einem milden Licht. Die Gründe dafür sind oft benannt worden und sollen hier nicht noch einmal aufgeführt werden. Nur einer sei genannt: der Antifaschismus. Es ist den Kommunisten seit den dreißiger Jahren gelungen, ein weltanschauliches Konzept zu entwerfen und zu verankern, das das Vorhandensein einer großen Koalition der Guten suggeriert, zu der sie selbst gehören. Ihre Deutungsmacht hat noch immer gereicht, um alle Zweifel zu ersticken und jedenfalls dem, was man mehr oder weniger wahllos »Faschismus« nennt, den Stempel des absoluten Bösen aufzudrücken und der Vernichtung preiszugeben. Es ist Zeit, diese anti-faschistische Deutung durch eine a-faschistische zu ersetzen.

Autorenportrait Zeev Sternhell

von Karlheinz Weißmann

Zeev Sternhell ist ein Musterbeispiel für den *engagé*, für den »engagierten Intellektuellen«. Er mischt sich in öffentliche Debatten ein, schreibt Kommentare für Tageszeitungen und unterzeichnet Petitionen. Das ist in Europa, vor allem in Deutschland, weniger bekannt, weil die inneren Verhältnisse seiner Heimat Israel weit entfernt scheinen. Der Bombenanschlag auf Sternhells Haus im Herbst 2008 hat allerdings international und auch hierzulande für Aufmerksamkeit gesorgt. Ursache war seine Mitgliedschaft in der Bewegung *Peace now*, die sich nicht nur für die Anerkennung eines Palästinenserstaates einsetzt, sondern auch massive Kritik an der Siedlerbewegung übt. Unter deren Anhängern vermutet man die Attentäter.

Sternhells Angriffe auf die zionistische Rechte haben eine besondere Stoßrichtung, da sie nicht von einem Liberalen oder Religiösen, sondern von einem linken Zionisten kommen. Seine Polemik speist sich aus der Sorge, daß die Rechte »faschistisch« werden könnten, wenn sie sich weiter radikalisiert. Eine Versuchung, gegen die Sternhell gleichzeitig sein eigenes Lager immunisieren will, weil ihm bewußt ist, daß beide Flügel des Zionismus in der nationalen Idee einen gemeinsamen Bezugspunkt haben. Auch jüdischer Nationalismus kann in Faschismus umschlagen: »Juden haben kein Gen, das sie davor schützt.«

Für Sternhell ist Faschismus ein Nationalismus, der seine Dynamik dadurch erhält, daß er aus dem Zerfall linker wie rechter Weltanschauungen hervorgeht, die sich zu retten suchen, indem sie ihren ursprünglichen Antagonismus abschwächen und in der Nation Identitätsbezug und revolutionäres Subjekt gewinnen. Daher rührt seiner Meinung nach der primär »ideologische« Charakter des Faschismus, dessen Aufstieg im 20. Jahrhundert nur zu erklären sei, wenn man ihn als Orientierungsangebot für eine tief verunsicherte Gesellschaft begreift. Als Sternhell diese Deutung in den siebziger Jahren zuerst formulierte, brachte er große Teile der



Zeev Sternhell (1982)

Jörg Lau: *Attentat auf Faschismusforscher in Israel*, in: *Die Zeit* vom 27. September 2008.

etablierten Historiographie gegen sich auf, soweit die von marxistischen Ansätzen ausging, dem Faschismus jede ideologische Selbständigkeit bestritt und ihn nur als Vehikel bürgerlicher Herrschaft in der Endphase des Kapitalismus sehen wollte. Der eigentliche Skandal von Sternhells Auffassung bestand aber darin, daß er behauptete, die faschistische Ideologie habe sich nicht zuerst in Italien und schon gar nicht in Deutschland, sondern in Frankreich ausgebildet, jenem Land, das ganz in dem Bewußtsein lebte, Erbe der Aufklärung und der »Ideen von 1789« zu sein.

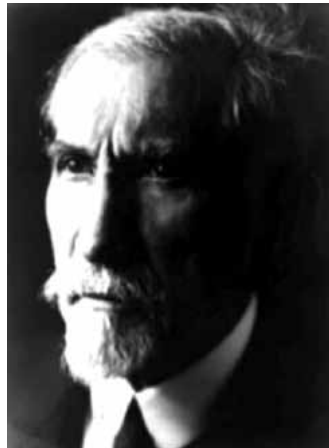
Daß ein Faschismus *avant la lettre* in Frankreich auftrat, führt Sternhell darauf zurück, daß nur hier schon am Ende des 19. Jahrhunderts die Massengesellschaft etabliert war. Nur in der Dauerkrise zwischen dem Zusammenbruch von 1871 und der Dreyfus-Affäre konnte sich eine Atmosphäre bilden, in der Antirationismus und Antiliberalismus, Antiindividualismus und Antikapitalismus den Boden für die Entstehung einer neuen Synthese bereiteten; daß der Antisemitismus dabei eine wichtige Rolle spielte, hatte wiederum mit dessen besonderer Virulenz in Frankreich zu tun, wo es nicht nur eine traditionelle – katholische –, sondern auch eine moderne – republikanische – Judenfeindschaft gab und der Jude zum Inbegriff all dessen werden konnte, was verhaßt war: »zersetzender« Denker, Nutznießer von Parlamentarismus und Demokratie, Glied einer verschworenen Gemeinschaft wie bindungsloser Einzelner und ein »Dieb«, der sich schamlos bereichert.

Sternhell hat diesen Zusammenhang zuerst im Kontext seiner Dissertation über den französischen Schriftsteller Maurice Barrès dargestellt, die 1972 unter dem Titel *Maurice Barrès et le nationalisme français* in Buchform erschien. Gab es vorher Untersuchungen über Barrès, die sich auch mit seinem Weg durch die Weltanschauungen befaßten – von einem psychologisierenden Nihilismus über den jakobinischen Sozialismus hin zu einem aktivistischen Nationalismus, vom »Kult des Ich« zum Glauben an »Boden und Blut« –, so blieben sie doch im Rahmen eines traditionellen Deutungsschemas, demzufolge er zwar einen etwas überspannten, gegen Deutschland gerichteten Revanchismus gepflegt habe, aber im Grunde ein konservativer Patriot gewesen sei. Diese Auffassung widerlegte Sternhell mit seiner detaillierten Untersuchung. Er wies nach, daß das antibürgerliche Moment im Denken von Barrès, sein Entschluß zum Appell an die Massen, ebenso ernst genommen werden müsse wie sein Haß auf die Juden, seine virulente Xenophobie und seine Erfindung einer neuen Ideologie: des »National-Sozialismus«.

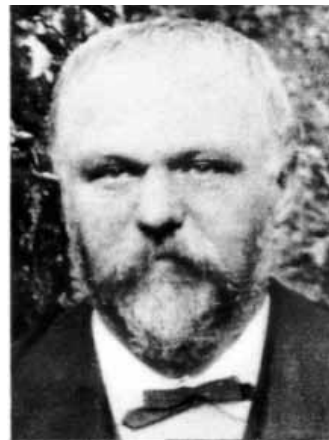
Sternhells These von Barrès als Ahnherrn des europäischen Faschismus löste schon Irritationen aus. Zum Eklat – einer Art französischem Historikerstreit – kam es aber erst, als derselbe Autor 1978 eine Arbeit mit dem Titel *La droite révolutionnaire. Les origines françaises du fascisme 1885–1914* veröffentlichte, die das am Beispiel von Barrès Ausgeführte verallgemeinerte und auf eine breitere Basis stellte. Im Kern ging es dabei um die Bewegung des Boulangismus und die Dreyfus-Affäre, die Sternhell nicht als isolierte Vorgänge der französischen Innenpolitik in



Maurice Barrès
(Auguste-Maurice
Barrès, 1862–1923)



Charles Maurras
(1868–1952)



Georges Sorel
(1847–1922)

Jacques Julliard: *Sur un fascisme imaginaire*, in: *Annales* 39 (1984), S. 849–861.

den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg interpretierte, sondern als Katalysatoren in der Geschichte des europäischen Faschismus. Der Boulangismus, benannt nach dem französischen General Georges Boulanger, entstand Ende der 1880er Jahre und zog rasch enttäuschte linke und rechte Kräfte an sich, die dem Parlamentarismus und dem liberalen System überhaupt eine Absage erteilten. Trotz seiner Heterogenität und letzten Erfolglosigkeit bildete der Boulangismus das erste Beispiel für eine Bewegung außerhalb der Linken, die durch die Verknüpfung nationaler und sozialer Parolen die Massen auf ihre Seite brachte. Die Dreyfus-Affäre dagegen erlangte ihre Bedeutung, weil die Auseinandersetzung um die Verurteilung und anschließende Rehabilitierung des Generalstabsoffiziers jüdischer Herkunft Alfred Dreyfus Frankreich in Dreyfusards und Anti-Dreyfusards spaltete und dann in einen Grundsatzkonflikt umschlug. Während sich die Dreyfusards mit ihrem universalistischen, republikanischen und laizistischen Programm schließlich gegen die Anti-Dreyfusards durchsetzten, die nationalistisch, autoritär und traditionalistisch orientiert waren, bildeten sich an den Rändern beider Lager kleine dissidente Gruppen, die die Beschränktheit des Programms der konservativen Rechten einerseits, die letzten Konsequenzen des Programms einer kosmopolitischen und antipatriotischen Linken andererseits als fatal betrachteten. Für die eine Tendenz stand der Name Charles Maurras, des Führers der neo-royalistischen *Action française*, für die andere stand der Name Georges Sorel, der bisher als graue Eminenz der militanten Linken gewirkt hatte, aber zunehmend enttäuscht war von einem Proletariat, das kleinbürgerlich und sozialdemokratisch wurde, statt als Träger einer heroischen »Moral« eine neue Zivilisation zu begründen, die an die Stelle der bourgeoisen treten konnte. Junge Anhänger von Maurras und Sorel fanden am Ende der Dreyfus-Affäre zusammen und planten jene »doppelte Revolte« (Edouard Berth), die aus der ideologischen Verbindung von bisher nur der Rechten oder der Linken zugeordneten Elementen hervorgehen sollte, die man nach dem Ersten Weltkrieg als »faschistisch« bezeichnen würde.

Nach Sternhell war Frankreich eine Art politisches Laboratorium, in dem erprobt wurde, was geschieht, wenn die Hoffnungen des 19. Jahrhunderts auf allgemeinen Wohlstand und allgemeine Sittlichkeit infolge des allgemeinen Fortschritts zerbrechen und etwas radikal Neues entsteht, das man – nach den Maßstäben der Zeit – »weder rechts noch links« einordnen kann. Unter dem Titel *Ni droite, ni gauche. L'idéologie fasciste en France* publizierte Sternhell 1983 sein drittes Buch, das der Wirkung der Weltanschauung, die er zuerst bei Barrès und dann bei den ideologischen Renegaten der Folgezeit nachgewiesen hatte, in der Phase ihrer Entfaltung im 20. Jahrhundert gewidmet war. Sternhell hat in diesem Zusammenhang hervorgehoben, daß sich das Charakteristikum des Faschismus – nämlich seine Stoßrichtung gegen die konventionelle Rechte wie die konventionelle Linke – nur verstehen lasse, wenn man begreife, daß hinter der politischen Bewegung das Konzept einer anderen Art von »Zivilisation« stand, ein Gegenentwurf zu dem der Aufklärung, faschistische »Lösungen« im Kontrast zur fortgesetzten »Debatte« der Liberalen, zur sterilen »Tradition« der Konservativen, zur albernen »Utopie« der Linken. Diese »Zivilisation« habe ihre Wurzeln in einigen großen Geistesbewegungen des Abendlandes – der Romantik, dem Idealismus und dem Historismus –, aber auch in der von Nietzsche verlangten »Umwertung aller Werte« und in dem, was Mussolini als »vorfaschistische Erleuchtung« bezeichnete, jene Abwendung einer ganzen Generation westlicher Intellektueller von den Verheißungen des Progressiven und Hinwendung zur »Geschichte«, zum »Volk«, zum »Willen« und zu den großen Gefühlen. Die Vorstellungen der Geistesaristokraten des *fin de siècle* wurden durch den Weltkrieg in die Sprache der Massen übersetzt und boten ihnen die Alternative zu



Armin Mohler: Analyse von Zeev Sternhells Buch *Weder rechts noch links* (1983), in: ders.: *Die Konservative Revolution in Deutschland. Ein Handbuch*, Ergänzungsband, zuletzt Graz und Stuttgart 1999, S. 103–118.

Zeev Sternhell: *La troisième voie fasciste ou la recherche d'une culture politique alternative*, in: Gilbert Merlio (Hrsg.): *Ni droite, ni gauche. Les chassés-croisés idéologiques des intellectuels français et allemands dans l'entre-deux-guerres*, Bordeaux 1991, S. 17–29.



*Volksfront einmal anders:
nach Sorel benannte Straße
in einem Vorort von Paris*

einem parlamentarischen System, das unfähig, und zu einem bolschewistischen System, das barbarisch war.

Sternhell hat immer wieder betont, daß die im weitesten Sinne faschistischen Bewegungen der Zwischenkriegszeit sehr heterogene Gebilde waren, aber sie folgten alle demselben Grundimpuls. Der Faschismus als Idee faszinierte das intellektuelle Europa der zwanziger und dreißiger Jahre, von José Ortega y Gasset in Spanien über Hendrik de Man in Belgien bis zu Mircea Eliade in Rumänien, von Knut Hamsun in Norwegen bis zu Giovanni Gentile in Italien, faszinierte es sogar dann, wenn es sich nicht dem Faschismus anschloß. Denn der Faschismus erschien immer als eine ästhetische Option und als Möglichkeit, wie Sternhell formulierte, »die Demokratie im Namen des Volkes zu zerstören«. Er bot den panikisierten Massen an, das Problem ihrer Identität zu lösen, ohne ein Modell zu übernehmen, das bestenfalls für industrielle Schwellenländer wie Rußland geeignet schien, und anders als der Liberalismus die unerträgliche Spannung zu beseitigen, die zwischen der Existenz des Individuums und den Forderungen des Kollektivs in der modernen Gesellschaft besteht.

Die Kritik hat Sternhell vorgeworfen, daß diese Charakterisierung des Faschismus ihn zu sehr von seinen Vorgaben her betrachte und die von ihm errichteten Regime zu wenig in den Blick nehme. Sternhell hat dem insofern die Spitze zu nehmen versucht, als er – mit zwei anderen Historikern, Mario Sznajder und Maia Asheri, – ein Buch zur Frühgeschichte des italienischen Faschismus veröffentlichte, das sich auch mit dessen Machtergreifung befaßt. Wichtiger erscheint aber, daß Sternhell durch die Betonung des Ideologischen vor allem darauf zielt, den deutschen Fall aus der Analyse des Faschismus herauszunehmen. Das geschieht, weil er das NS-Regime als eine Größe *sui generis* betrachtet, die mit dem italienischen »Normalfaschismus« (Ernst Nolte) wenig zu tun hat und im Hinblick auf seinen totalitären Charakter nur mit der Sowjetunion Stalins, in bezug auf seine Rassenpolitik gar nicht zu vergleichen ist. Es gibt für Zurückhaltung gegenüber der Annahme eines »deutschen Faschismus« gute Argumente, es irritiert jedoch die Hartnäckigkeit, mit der Sternhell alle Erkenntnisse beiseite schiebt, die helfen könnten, den Nationalsozialismus als historisches Phänomen auch dadurch verständlicher zu machen, daß man die Bezüge zum Faschismus klarer herausstellt.

Wahrscheinlich muß man hinter Sternhells Verweigerung ein biographisches Motiv annehmen. Denn Sternhell wurde 1935 im polnischen Przemysl als Kind jüdischer Eltern geboren und überlebte die Zeit der

Bibliographie:

Maurice Barrès et le nationalisme français, Paris 1972; zuletzt dritte erweiterte Auflage, Paris 2000.

La droite révolutionnaire 1885–1914. Les origines françaises du fascisme, Paris 1978, zuletzt dritte erweiterte Auflage Paris 2000.

Ni droite, ni gauche. L'idéologie fasciste en France, Paris 1983, zuletzt dritte erweiterte Auflage, Paris 2000; englische Übersetzung: *Neither right nor left. Fascist ideology in France*, Princeton (NJ) 1996.

Mit Mario Sznajder und Maia Asheri: *Naissance de l'idéologie fasciste*, Paris 1994; englische Übersetzung: *The birth of fascist ideology. From cultural rebellion to political revolution*, Princeton (NJ) 1994; deutsche Übersetzung: *Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini*, Hamburg 1999.

Aux origines d'Israël. Entre nationalisme et socialisme, Paris 1996; englische Übersetzung: *The founding myths of Israel. Nationalism, socialism, and the making of the Jewish state*, Princeton (NJ) 1998.

Faschistische Ideologie, Hamburg 2002; ursprünglich ein Aufsatz mit dem Titel »Fascist Ideology«, in: Walter Laqueur (Hrsg.): *Fascism. A Reader's Guide*, Aldershot 1976, S. 315–360.

Les anti-Lumières. Du XVIIIe siècle à la guerre froide, Paris 2006; englische Übersetzung: *The anti-enlightenment tradition*, New Haven 2010.

deutschen Besetzung – anders als die übrigen Mitglieder seiner Familie, die in Auschwitz starben – nur unter dramatischen Umständen. Man brachte ihn mit gefälschten Papieren aus dem Ghetto Lodz und gab ihn als polnischen Katholiken aus. Nach Kriegsende, 1946, verließ er Polen und wuchs bei Verwandten in Südfrankreich auf, 1951 ging er mit Hilfe der jüdischen Organisation Aliyah nach Israel und lebte in einer Art Jugendkibbuz. Er diente als Offizier und Reservist der israelischen Armee in allen Kriegen bis zur Besetzung des Libanon 1982. Zwischen 1957 und 1960 studierte er an der Universität Jerusalem Geschichte und Politologie, schloß aber in Paris seine Dissertation ab. 1969 wurde Sternhell am *Institut d'Etudes Politiques* mit der erwähnten Arbeit über Barrès promoviert, 1981 erhielt er eine ordentliche Professur für Politikwissenschaft in Jerusalem, zwischen 1989 und seiner Emeritierung war er Inhaber des Léon-Blum-Lehrstuhls.

1997 hat Sternhell zum ersten Mal deutschen Boden betreten – um einen Vortrag vor der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München zu halten. Der Saal war gut gefüllt, die Anwesenheit von Prominenz bemerkenswert, darunter nicht nur Jürgen Habermas, sondern auch Armin Mohler, der als einer der ersten in Deutschland auf Sternhells Bedeutung hingewiesen hat. Aber nach dem Referat und der anschließenden Diskussion zeigte sich Mohler enttäuscht. Er war der Meinung, daß Sternhell seine Positionen entschärft und viele Thesen, vor allem die von der Dynamik des Faschismus als Ideologie jenseits von links und rechts, zurückgenommen hatte. Eine Wahrnehmung, die sich noch verstärkt, wenn man die seither von Sternhell publizierten Arbeiten betrachtet. Das gilt vor allem für die Einleitung des Sammelbandes *L'éternel retour* und das umfangreiche Buch zur Geschichte der »Gegenaufklärung« zwischen 18. Jahrhundert und Kaltem Krieg. Bedauerlich ist nicht nur der Niveauverlust im Vergleich zu Sternhells früheren Darstellungen, sondern auch die offensichtlich pädagogische Neigung, dem Leser ein möglichst klares Bild der Vergangenheit zu verschaffen. Man fühlt sich fast an die Gewaltbarkeit »antifaschistischer« Darstellungen der Kriegs- und Nachkriegszeit erinnert. Auf Nuancen und Differenzierungen wird verzichtet, weil die zu Irritationen führen könnten. Gerade die Bereitschaft zur Irritation war es aber, die den Reiz der frühen Bücher Sternhells ausmachte.

Wahrscheinlich gibt es auch dafür eine tiefere Ursache: Sternhell nimmt seine eigene Analyse ernst und glaubt deshalb nicht, daß der Faschismus einer einmal abgeschlossenen Epoche zugehört, daß er nur unter den Bedingungen des Ersten Weltkriegs entstehen konnte oder an eine bestimmte Sozialschichtung gebunden war, nicht einmal, daß er von einem bestimmten Gegner abhing. Für ihn stellt der Faschismus eine prinzipielle Alternative im Rahmen der modernen Gesellschaften dar. Sein Begriff des Faschismus ist im Grunde metahistorisch. In einem Interview brachte er seine Annahme auf die Formel: »Es gibt keinen zwingenden Grund anzunehmen, daß der Faschismus 1945 gestorben wäre.«

Als man fürchtete, daß es wieder losgeht; Karikatur in der Zeitung *Libération*, 1993.



Autoren dieses Heftes

Hugo Hermans, 1952, studierte Literaturwissenschaften und lebt als Gastronom und freier Schriftsteller in Westflandern.

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Provokation, Schnellroda 2007
Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Erik Lehnert)

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006
Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Götz Kubitschek)

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Revisionismus und Demokratie, Schnellroda 2008
Churchill, Hitler und der Antisemitismus. Die deutsche Diktatur, ihre politischen Gegner und die europäische Krise der Jahre 1938/39, Berlin 2008

Josef Schußburner, 1954, Jurist, Regierungsdirektor in einem Bundesministerium.
Roter, brauner und grüner Sozialismus. Bewältigung ideologischer Übergänge von SPD bis NSDAP und darüber hinaus, Grevenbroich 2008

Dr. Martin Voelkel, 1951, studierte Religionspädagogik und ist Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens. Verheiratet, zwei Kinder.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Post-Demokratie, Schnellroda 2009
Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009
Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Faschismus an der Macht

von Hugo Hermans

Am 29. Oktober 1922 bestieg Benito Mussolini im Mailänder Hauptbahnhof, gekleidet wie ein Al Capone im Schwarzhemd, den Nachtzug nach Rom, um dort am Folgetag durch König Viktor Emanuel III. zum italienischen Ministerpräsidenten ernannt zu werden. Vor der Abreise versäumte er es nicht, seine Mitstreiter anzuweisen, die Redaktionsräume der Tageszeitung *Avanti!* in Brand zu setzen. Derartige Maßnahmen gehörten zu diesem Zeitpunkt längst zum Traditionsbestand seiner noch jungen Bewegung, es handelte sich bereits um den vierten Übergriff der Faschisten auf das Parteiorgan der Sozialisten seit 1919. Dieses zog daraus die überfällige Konsequenz und verlegte den Erscheinungsort nach Turin.

Die hartnäckigen Attacken gegen die *Avanti!*-Redaktion waren nicht frei von dem Beigeschmack eines persönlichen Rachefeldzuges gegen Weggefährten von einst. Mussolini hatte sich, durch sein Elternhaus entsprechend vorgeprägt, schon in jungen Jahren kurz nach der Jahrhundertwende der sozialistischen Partei angeschlossen. In dieser erwarb er insbesondere dank seiner journalistischen Begabung schnell eine gewisse Prominenz. In den sich in dieser Zeit nicht auf Italien beschränkenden Flügelskämpfen innerhalb der Arbeiterbewegung bezog er Position auf seiten derjenigen, die kompromißlos auf eine revolutionäre Veränderung der Verhältnisse setzten. Dieser Strömung gelang es unter seiner maßgeblichen Mitwirkung im Jahr 1912, die reformistischen Kräfte, jene also, die im Rahmen und nach den Spielregeln der bürgerlichen Demokratie sozialistische Zielsetzungen verfolgen wollten, aus der Partei zu drängen. Auf die richtige Karte gesetzt zu haben, zahlte sich für Mussolini auch persönlich aus: Er avancierte zum Herausgeber des *Avanti!* und prägte fortan als solcher das öffentliche Erscheinungsbild der Partei.

Trotz oder gerade wegen seiner revolutionären Entschiedenheit läßt sich der Mussolini jener Jahre nicht zu den orthodoxen Marxisten zählen, die in Italien *per se* eine Rarität waren. Die Vorstellung einer quasi naturgesetzlichen Entwicklung zur Aufhebung der Klassengesellschaft, die im Marxismus angelegt ist und zu einem optimistisch verbrämten Attentis-



Die Basis:
Squadristen vor dem
»Marsch auf Rom«

mus einlud, stand nicht bloß seinem Naturell, sondern auch den im politischen Kampf gewonnenen Erfahrungen entgegen. Spontane Erhebungen, die in dem wirtschaftlich unterentwickelten und durch scharfe soziale Gegensätze gekennzeichneten italienischen Königreich immer wieder aufflackerten, wurden entweder niedergeschlagen oder liefen ins Leere. Die Massen, so die Analyse der revolutionären Sozialisten, waren unfähig zur Selbstorganisation, und ihnen mangelte es an einem Bewußtsein, das sie ihre jeweils persönliche, als ungerecht empfundene Situation in einen Gesamtzusammenhang stellen ließ. Sie bedurften daher einer Führung, die sie theoretisch und praktisch an die Hand nahm. Dieser elitäre Ansatz ist, etwa wenn man ihn im Sinne Lenins auffaßt, nicht notwendigerweise nicht-marxistisch, er speist sich aber aus anderen Traditionslinien der Linken wie insbesondere Louis Auguste Blanqui, eine Art Rekordhalter hinsichtlich aufstandsbedingter Gefängnisaufenthalte, und Michail Bakunin. Beide waren Mussolini durchaus bekannt, wenngleich man die Theorie als Auslöser oder Motivation für sein politisches Handeln nicht überschätzen sollte.

Größerer Einfluß auf sein Denken und politisches Stilempfinden ist in erster Linie Georges Sorel zuzuerkennen. Die sich vor allem auf diese schildernde, zwischen links und rechts oszillierende Figur berufende Sekte des revolutionären Syndikalismus zeigte nur wenig Verständnis für die Buchhaltergeduld orthodoxer Marxisten, die Krisen des Kapitalismus penibel auszuweisen, um einen Hinweis darauf zu erhalten, wann sein unerschütterlich erwarteter Zusammenbruch denn nun endlich erfolgen würde. Die Sorelianer verkündeten stattdessen die unerfreuliche Botschaft, daß er den Keim seiner Vernichtung bedauerlicherweise gar nicht in sich trüge und daher nachzuhelfen sei, wenn man ihm dennoch den Garaus machen wolle. Der Klassenkampf wurde von ihnen nicht als Selbstläufer angesehen, er spitzte sich auch nicht automatisch immer weiter zu, so daß schließlich der Antagonismus zwischen Kapital und Proletariat aufgehoben würde und eine klassenlose Gesellschaft an seine Stelle träte. Die Verelendung der Massen sei kein Garant für ihre Revolutionierung, es müßten Mythen bemüht werden, um ihre Gewaltbereitschaft zu wecken und sie zum Aufstand aufzustacheln. Der Sozialismus würde auf diese Weise seines Anspruchs auf Wissenschaftlichkeit beraubt. Den Klassenkampf zu führen, hieße nicht länger, die historische Vernunft zu exekutieren. Es handelte sich bei ihm nur noch um einen bloßen Willensakt, und er richtete sich auf Ziele, die nicht notwendig, sondern beliebig und austauschbar sind.

Unter dem Vorwand, neue Elemente in den Marxismus hineinzutragen, um dessen politische Wirkmächtigkeit zu fördern, betrieb der revolutionäre Syndikalismus tatsächlich die Abnabelung von diesem. Seine Kriegserklärung erging nicht mehr gegen die Klasse der Kapitalisten (die allerdings auch nur für Vulgär-Marxisten der »Feind« ist), sondern gegen die »Dekadenz«. Es war eher ein historischer Zufall, das Ergebnis eines nicht unumkehrbaren Verfalls, daß diese der Bourgeoisie angelastet werden mußte, und der Klassenkampf bot somit auch dem Bürgertum die

Roger Engelmann:
*Provinzfascismus in
Italien, Studien zur
Zeitgeschichte*, Bd. 40,
München 1992.

Chance, zum Jungbrunnen zu werden. Es war somit belanglos, Privateigentum, persönliches Profitstreben und die Marktwirtschaft abzulehnen. Der Antagonismus, den es bis zum Äußersten zuzuspitzen galt, war nicht materiell, sondern psychologisch begründet.

Zu den drei Verhaltensmustern gegenüber dem Phänomen des Krieges, die im internationalen Sozialismus anzutreffen waren, fügten die Sorelianer ein viertes hinzu. Gemäßigte, wie etwa veritable Sozialdemokraten, nahmen ihn bei allem humanitären Bedauern hin, sofern er zur Verteidigung des Landes und seiner politischen Ordnung, als deren Teil man sich bereits empfand, unvermeidbar sein sollte. Buchgläubige Sozialisten entlarvten ihn als eine Veranstaltung der herrschenden Klasse, die in Konflikt mit den herrschenden Klassen anderer Länder geraten ist, und lehnten ihn kompromißlos ab. Sozialisten mit taktischer Raffinesse, wie etwa die russischen Bolschewisten, teilten diese Analyse, versprachen sich jedoch vom Krieg eine Schwächung des Systems, aus der sie einen Nutzen ziehen könnten. Die Sorelianer hingegen betrachteten den Krieg in ihrer Fokussierung auf das psychologische Moment im Gesellschaftsleben und gespeist vom vitalistischen Vorurteil als Chance, Kräfte freizusetzen, die bislang dämmerten und nur gelegentlich eruptiv zutage traten. Diese Differenzen entfesselten im internationalen Sozialismus Zentrifugalkräfte, als sich die Frage Frieden oder Krieg mehr als nur in den Dimensionen von Kolonialabenteuern stellte. Im Sommer 1914 verstummten die bis zuletzt auf Kongressen beschworenen Phrasen einer nationenübergreifenden Verbrüderung der Arbeiterklasse gegen militaristische Abenteuer der Bedrucker im Nu. Die Mehrheit der Sozialisten schloß den Burgfrieden mit den Herrschenden und erteilte der Entsendung der Volksmassen an die Front ihren Segen. Nur eine Minderheit mochte bei ihrer altvertrauten Auffassung bleiben, daß der Feind doch eigentlich im eigenen Lande stünde, zu ihr zählte die sozialistische, 1912 auf revolutionären Kurs gebrachte Partei Italiens. Sie versagte sich der im Lande immer mächtiger werdenden und

Die Spitze: Mussolini, umgeben von seinen »Quadrumvires«, den bedeutendsten regionalen faschistischen Führern, von links nach rechts: Michele Bianchi, Emilio De Bono, Mussolini, Cesare Maria De Vecchi und Italo Balbo



alle politischen Parteien überwölbenden Tendenz, die Neutralität aufzugeben und an der Seite der Entente gegen die Mittelmächte in den Krieg zu ziehen. Die Geschlossenheit, die sie dabei aufwies, ist im europäischen Vergleich nahezu unheimlich, wurde jedoch durchbrochen durch einen Führer, der ihr von der Fahne ging. Am 18. Oktober 1914 veröffentlicht Mussolini, der drei Jahre zuvor noch gegen den Libyen-Feldzug agitiert und dafür im Gefängnis gesessen hatte, im *Avanti!* einen Artikel, der in behutsamer Weise und mit eher pragmatischen Argumenten einer Beteiligung Italiens am Krieg das Wort redet. Der Partei ist bereits dies zuviel, sie entfernt ihn aus ihren Reihen und der Redaktion ihres Organs. Ihn gänzlich auszuschalten, gelingt ihr jedoch nicht. Bereits vier Wochen später meldet er sich publizistisch zurück. Die Zeitung *Il Popolo d'Italia*, zu deren Finanzierungsquellen – bürgerliche Interventionisten oder auch das interessierte Ausland – es an Mutmaßungen nicht mangelt, führt heterogene, mitunter bislang einander befehdende Kräfte auf der gemeinsamen Grundlage des Bellizismus zusammen, radikale und gemäßigte Sozialisten, revolutionäre und nationale Syndikalisten, republikanische Radikale und linke Nationalisten. Sie ist der Ausgangspunkt des faschistischen Chamäleons (und



*Die Gewalt: Auffindung
des Leichnams des
ermordeten Sozialisten
Matteotti, 1924*

bis zum bitteren Ende sein publizistischer Wegbegleiter), der schon früh einen Vorgeschmack auf den Charakter der Bewegung als einer Schritt für Schritt nach rechts ausgreifenden Legierung disparater Traditionsstränge gibt, die nie zu einem Ganzen verschmolzen werden konnten.

Am 23. Mai 1915 war das Ziel der interventionistischen Agitation erreicht, das Königreich Italien trat in den Krieg ein. An dessen Ende zählte es zwar zu den Siegermächten, doch die desaströse Lage, in die das Land geraten war, ließ den Erfolg verblassen. Der vor dem Krieg kurzfristig ausgeglichene Staatshaushalt vermochte nur noch 30 Prozent der Ausgaben durch Einnahmen zu decken. Die Regierung ließ in ihrer Notlage die Notenpresse Fahrt aufnehmen, worauf die Teuerungsrate in die Höhe schnellte, was wiederum staatlich diktierte Höchstpreise in einigen Bereichen der Grundversorgung nach sich zog. Die Umstellung der Produktion und des Transportwesens auf den Friedensbetrieb führte ebenso wie die Zerrüttung der wirtschaftlichen Außenbeziehungen, die für das von Rohstoffimporten abhängige Land besonders prekär war, zu Verwerfungen, die kurzfristig nicht zu beheben waren. Lokale Revolten, Fabrikbesetzungen und Streiks mit hoher Gewaltbereitschaft verschafften dem Unmut breiter Bevölkerungsschichten, die sich von dem gewonnenen Krieg auch eine soziale Besserstellung erhofft hatten, Raum. Motiviert durch das Beispiel des Erfolges der russischen Bolschewisten witterten die Sozialisten Morgenluft. Ihnen gegenüber stand eine paralyisierte Staatsführung. Die Ausweitung des Wahlrechts, bis 1912 stand es lediglich sieben Prozent der Bevölkerung zu, hatte die quasi geschlossene Gesellschaft des gehobenen Bürgertums in Parlament und Regierung gesprengt. Liberale, Linke und die neue katholische Volkspartei standen einander argwöhnisch gegenüber und zeigten sich unfähig, stabile Mehrheiten zu bilden. Sechs Regierungswechsel zwischen Kriegsende und dem »Marsch auf Rom« waren die Konsequenz.

Auch auf außenpolitischem Gebiet erfüllten sich die an den Krieg gerichteten Erwartungen nicht. Zwar wurden die im Norden angrenzenden Gebiete, die man aus der Hinterlassenschaft der österreich-ungarischen Monarchie beansprucht hatte, annektiert, doch gelang es nicht, auf dem westlichen Balkan oder im östlichen Mittelmeerraum Fuß zu fassen oder gar neue Kolonien zu erwerben. Dieses Scheitern, man sprach alsbald von einem »verstümmelten Sieg«, entfremdete die Nationalisten von der liberalen Staatsführung und untergrub die Loyalität des Militärs. Mit dessen klandestiner Unterstützung bemächtigte sich der exzentrische Lebemann und *Fin-de-Siècle*-Schriftsteller Gabriele D'Annunzio mit einem Freikorps der Hafenstadt Fiume, ein Zankapfel zwischen Italien und Jugoslawien, und errichtete ein fünfzehnmonatiges Regiment, aus dessen Inszenierung der Faschismus so manches seiner politischen Stilmittel adaptieren sollte. Diese Episode war es, die Mussolini dazu verhalf, seine Bewegung zu formieren und auf die politische Bühne zurückzukehren. Er durchbrach damit die Isolierung, in die ihn der Krieg geführt hatte. Eine Rückkehr zu den Sozialisten als eine von ihm wohl ernsthaft ausgelotete Option scheiterte an deren konsequenter Haltung, daß nun die Verantwortlichen für das Desa-

Maria Gazzetti:
*Gabriele d'Annunzio.
Mit Selbstzeugnissen
und Bilddokumenten,
zuletzt Hamburg 2000.*

ster des Krieges zur Verantwortung zu ziehen wären. Die im März 1919 in Mailand gegründeten *Fasci italiani di combattimento* meldeten sich zwar mit markigen Worten und einem radikalen, aus unterschiedlichsten Quellen gespeisten Programm zu Wort, blieben aber zunächst als Sammelsurium versprengter Sektierer ohne Relevanz. Entsprechend kläglich scheiterte der Versuch, sich bei einem ersten Wahlantritt eine Massenbasis zu verschaffen. In der Fiume-Kampagne jedoch gelang es Mussolini, sich in der Unterstützung D'Annunzios an die Spitze zu stellen und damit den Schulterschuß mit den Nationalisten zu vollziehen. Die Abkehr vom Sozialismus konnte damit als unwiderruflich erscheinen, zumal sie mit einer Selbstkritik seiner früheren Position einherging. Da D'Annunzio sich nach dem kläglichen Scheitern des Fiume-Abenteuers aus dem politischen Leben zurückzog, fiel Mussolini dessen Erbe in den Schoß. Im Namen der Nation und damit sich vermeintlich über alle Klassenseinsetzungen erhebend, trieb er nun die Dynamik, in die seine rasch wachsende Bewegung geraten war, weiter an und setzte sie gegen die »rote Gefahr« in Marsch. Sein Glück war es, daß die Aufstandswelle zum Zeitpunkt des Losschlagens der Faschisten ihren Zenit bereits überschritten hatte. Verunsichert durch die Zweifel, ob die Revolten zur Revolution verdichtet werden könnten, und in der Erkenntnis, daß die Kontrolle über leicht zu enttäuschende Massen nur fragil wäre, gerieten die Sozialisten in die Defensive. Der selbst für italienische Maßstäbe beispiellosen Gewaltkampagne der Faschisten hatten sie nichts Vergleichbares entgegenzusetzen, zumal diese den taktischen Vorteil besaßen, von der Obrigkeit geduldet oder gar begünstigt zu werden. Die liberale Regierung und die bürgerlichen Schichten, auf die sie sich stützten, mochten zwar vielleicht Unbehagen ob der Zügellosigkeit der Gewalt empfinden, sie erkannten und nutzten jedoch die Chance, durch eine aus eigenen Kräften nicht zu bewerkstellende Entscheidung in dem diffusen Bürgerkriegsszenario die Befriedung des Landes zu erreichen und damit auch die als bedroht empfundenen Eigentumsverhältnisse abzusichern. Insofern ist die marxistische Interpretation des Faschismus als einer *ultima ratio* des Kapitalismus zumindest an den italienischen Verhältnissen belegbar, wenngleich sie bloß funktionelle Zusammenhänge betrachtet und die subjektiven Beweggründe der handelnden Personen ignoriert.

Sven Reichardt:
*Faschistische Kampfbünde,
Industrielle Welt,*
Bd. 63, Wien 2002.

Den Faschisten selbst, *per se* jeder Verdammung der Gewalt abhold, bereitete die theoretische Legitimierung ihres Vorgehens keine Probleme: In einer Lage, in der es keinen Schiedsrichter gibt, und der Staat war als solcher ausgefallen, können Auseinandersetzungen zwischen unversöhnlichen Feinden nur mit Waffengewalt entschieden werden, und es ist der Erfolg, der der obsiegenden Seite recht gibt. Allerdings blieb in diesem konkreten Fall des Italiens der beginnenden 1920er Jahre eine Frage offen: War die Aufgabe der Faschisten mit der Niederwerfung der Linken erledigt und das Gewaltmonopol in die Hände des Staates, so wie er sich darbot, zurück zu übertragen? Oder sollte der Faschismus nun auch zur Eroberung des Staates schreiten? Mussolini tendierte zunächst dazu, daß der Faschismus sich in Selbstbescheidung mit einer Nebenrolle in einem ansonsten weiter durch die traditionellen liberalen Eliten geprägten Staat zufriedengeben möge. Dieser moderate Kurs war gegen die anderen Granden der Bewegung jedoch nicht durchzusetzen. Nach kurzer Demission und reumütiger Wiederversöhnung mit den faschistischen Frondeuren strebte er nach der Regierungsverantwortung, ohne sich allerdings festzulegen, was er mit der einmal errungenen Macht anzustellen gedachte. Dieses Ziel war mit dem alles andere als eine militärische Operation darstellenden »Marsch auf Rom« als operettenhaftem Abschluß eines Ringens um die Macht erreicht.

Italo Balbo: *Der Marsch
auf Rom*, Leipzig 1933.

Die Machtergreifung des Jahres 1922 erfolgte im Zeichen einer Rückkehr zu verfassungsgemäßen Zuständen. Mussolini stand einem Kabinett mit Vertretern mehrerer Parteien vor, in ihm nahmen insbesondere die Rechtsliberalen und die katholische Volkspartei Schlüsselpositionen ein. Die Opposition blieb nahezu unbehelligt, und die auf ein Jahr beschränkten Sondervollmachten, die die Regierung vom Parlament zugesprochen erhielt, beschränkten sich auf die Bereiche Haushalt und Steuern. Dieser Konformismus Mussolinis irritierte in erster Linie die Radikalen unter den eigenen Anhängern, die begannen, eine »zweite Revolution« zu fordern. Aus ihren Reihen kam der Auslöser einer Krise, die die Regierung ins Wanken brachte und in die Entscheidung für die Diktatur mündete. Die Ermordung des zuvor durch Mussolini im *Popolo d'Italia*



Das Ideal: Haus der italienischen Zivilisation, 1939

verbal bedrohten sozialistischen Abgeordneten Giacomo Matteotti durch Schwarzhemden im Juni 1924 ließ Befürchtungen aufkeimen, die Faschisten könnten doch dem Schreckensbild entsprechen wollen, das ihre Feinde von ihnen gezeichnet hatten. Die Opposition ging auf Konfrontationskurs, und auch bei den Verbündeten machte sich Skepsis breit, ob man auf das richtige Pferd gesetzt hatte. Mussolini fand sich unversehens zwischen zwei Stühlen wieder. Wollte er an der bisherigen Regierungsführung festhalten, waren weitere Konzessionen an die anderen Akteure im pluralistischen Spiel der Kräfte unerlässlich. Dies würde jedoch die Gefahr einer Spaltung der faschistischen Bewegung und einer neuerlichen Entfesselung ihrer revolutionären Dynamik nach sich ziehen. Es folgte mehr als ein halbes Jahr des Lavierens und dann die Flucht nach vorn. Mussolinis Regierungserklärung vom 3. Januar 1925 setzte die zügige Errichtung der faschistischen Alleinherrschaft in Gang, die knapp zwei Jahre später vollendet war. Dabei konnte er auf das bereits in der Zeit des Kampfes um die Macht bemühte Argumentationsmuster zurückgreifen: Wo andere Lösungen zur Herbeiführung einer Entscheidung versagen, muß die Gewalt die Dinge richten.

Der »totalitäre Staat«, ein von den Faschisten nicht als denunziatorisch verstandener Begriff, trat an die Stelle des liberalen. Der Liberalismus im Wirtschaftsleben blieb hingegen unangetastet und wurde als legitim betrachtet, da er die Prosperität steigern und damit die ökonomischen Voraussetzungen für die politische Machtentfaltung des Staates schaffen sollte. Nicht allein die aufgeschlossene Haltung gegenüber den Eigentumsverhältnissen und der diese reproduzierenden Wirtschaftsordnung war es aber, die manche Liberale und Konservative im Ausland mit einem gewissen Wohlwollen nach Italien blicken ließ. Die Frage, ob – wie es die Faschisten behaupteten – Individualismus, liberale Demokratie und Sozialismus nicht Ideologien des 19. Jahrhunderts und unterdessen überholt seien, war in der Zwischenkriegszeit alles andere als ungewöhnlich und angesichts der krisenhaften Lage zahlreicher Demokratien offen. Erst zwanzig Jahre nach Mussolinis 1925 erteiltem Marschbefehl in den totalen Staat konnte sie als abschließend beantwortet gelten.

Renzo de Felice: Die Deutungen des Faschismus, Göttingen 1980.

Faschistische Politik – Vollzug einer Ideologie oder Abbild einer Ära?

von Stefan Scheil

Vor einigen Jahren habe ich in einem Vortrag am Institut für Staatspolitik (IfS) den Gedanken entwickelt, Faschismus als Begriff für ein auf die Zukunft gerichtetes nationalistisches Phänomen zu deuten, als einen »utopischen Nationalismus«. Dieser utopische Nationalismus zielte demnach darauf ab, aus einem bestehenden Nationalstaat oder einer vorhandenen nationalen Tradition etwas Neues und noch nicht Dagewesenes werden zu lassen, nach innen wie nach außen. Das schloß die Absicht zu territorialen Veränderungen bestehender Grenzen mit ein. Die von Ernst Nolte in *Der Faschismus in seiner Epoche* beschriebene Eigenschaft des Faschismus, sich im »undurchbrechbaren Rahmen nationaler Selbstbehauptung« zu bewegen, läßt sich insofern um die Feststellung erweitern, daß dabei »nationale Selbstentwicklung« mit eingeschlossen ist. Unter Rückgriff auf diese Definition soll im folgenden der Frage nachgegangen werden, ob faschistische Staaten für die Verfolgung dieser Ziele spezifische außenpolitische Methoden entwickelt haben, so daß von einer faschistischen Außenpolitik als ideologiebedingtem Typus gesprochen werden könnte.

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche*, zuletzt München 2000.

Ein Blick in das Internet offenbart den Klärungsbedarf in dieser Frage. Die Eingabe des Begriffs »faschistische Außenpolitik« in eine Internet-Suchmaschine ergab zum Jahreswechsel 2009/2010 ganze 43 Treffer. Mehr als die Hälfte davon bestand aus Unterstellungen gegen den früheren amerikanischen Präsidenten George W. Bush, gegen den Staat Israel, aber auch gegen den Iran unter seinem aktuellen Präsidenten Ahmadinedschad. Treffer in bezug auf die Ära zwischen 1922 und 1945, die in diesem Beitrag untersucht werden soll, gab es nur vereinzelt.

Was also soll vor diesem Hintergrund im folgenden unter faschistischer Außenpolitik verstanden werden? Um sich einer Antwort darauf zu nähern, wird ein Blick auf die faschistische Ära als Zeitraum konkreter staatlicher Politik nötig sein. Dazu gehört etwa die Klärung der Fragen, ob der Faschismus nach seiner ersten Machtergreifung in Italien im Aus-



Kein Weg zum neuen Imperium; italienische und Eingeborenentruppen auf dem Vormarsch durch die Cyrenaika, 1941

land als außenpolitischer Bruch wahrgenommen wurde und ob sich seine Politik dort in der Folgezeit von der vorhergegangenen des bürgerlichen Italien unterschied, oder von der Politik anderer bürgerlicher Staaten wie England oder Frankreich. Daran schließt sich auch die Frage an, ob es eine natürliche Koalition faschistischer Staaten mit anderen faschistischen Staaten gab und gegebenenfalls warum nicht. Um den Rahmen nicht zu sprengen, wird neben der Politik der genannten Staaten noch das deutsche Regime im Blick stehen, so daß die Frage nach der faschistischen Außenpolitik im wesentlichen anhand der Binnen- und Außenverhältnisse unter den vier großen europäischen Staaten geklärt werden wird.

Diese Staaten unternahmen 1933 auf italienische Initiative einen Versuch, im Rahmen eines Viererpakts ein Direktorium über Europa zu errichten. Sie traten 1938 als Unterzeichner des Münchener Abkommens tatsächlich als ein solches Direktorium auf und standen etwa ein Jahr später schließlich im Krieg gegeneinander. Insofern stellen ihre Beziehungen ein Beispiel für die Möglichkeiten und Konflikte zwischen Demokratien und faschistischen Staaten dar.

Mit Blick auf diese Politik wird dann die Frage zu beantworten sein, in welchem Umfang sich Begriffe auf sie anwenden lassen, die im allgemeinen mit Faschismus verbunden werden: Militarismus, Autoritarismus, Manipulation der Massen oder instrumentalisierte Theatralik. Auch sollte erkennbar werden, ob sich aus der faschistischen Verachtung für den liberalen Rechtsstaat schließen läßt, daß mit innenpolitischer Willkür eine außenpolitische Geringschätzung völkerrechtlicher Normen verbunden war und ob diese Neigung, falls vorhanden, sich von den Gepflogenheiten der damaligen marxistischen oder liberalen Außenpolitik unterschied.

Max Horkheimer hat das bekannte Diktum geprägt, wer vom Faschismus spreche, solle vom Kapitalismus nicht schweigen. Das ist nicht unrichtig, muß aber dringend ergänzt werden. Er sollte auch vom Marxismus nicht schweigen und ebensowenig vom westlichen Imperialismus, also von den Ideologien und Verhältnissen, unter denen faschistische Staaten tatsächlich existierten. Auch wenn sich die intellektuellen Ursprünge des Faschismus bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, muß jede wissenschaftlich erarbeitete historische Bestandsaufnahme der politischen Entwicklungen, die in Italien zur Diktatur Mussolinis und in Deutschland zur Herrschaft des Nationalsozialismus führten, diese Faschismen unter den damaligen Bedingungen ihrer Entwicklung und ihrer Existenz untersuchen. Das heißt unter anderem, sie als Phänomen der Weltkriegsära deutlich werden zu lassen, die zugleich eine Ära voll nationalistischem Ehrgeiz, marxistischer Revolutionsbestrebungen, eine Phase des auslaufenden imperialistischen Zeitalters und zerrütteter Kriegsgesellschaften war, um nur einige Punkte zu nennen. Die nationalsozialistische Ideologie etwa ließ sich aus innerdeutschen Quellen ableiten. Sie wäre allerdings ohne die besondere Situation der Kriegs- und Zwischenkriegszeit, ohne die Erfahrung von Front, Tod, Hunger, Niederlage, Besatzung und alliierter Nachkriegspolitik in keiner Weise durchsetzungsfähig gewesen

Renzo De Felice: *Der Faschismus. Ein Interview*, Stuttgart 1977.

und mündete erst durch eine lange Kette von internationalen Wechselwirkungen schließlich in ihre wohl radikalste mögliche Konsequenz.

Zurück zur faschistischen Diktatur in Italien im Jahr 1922. Auch die Entstehung des Faschismus in Italien ist bekanntlich nicht ohne den Ersten Weltkrieg zu erklären. Es war buchstäblich die Ent-Täuschung über den Krieg und seinen Ausgang, die in Gestalt des Faschismus den bürgerlich-adligen Verhältnissen ebenso wie ihrer marxistischen Alternative den Kampf ansagte. Italien sollte nach Mussolinis Vorstellungen etwas Neues und Bedeutenderes werden, wobei sich allerdings seine Ziele nach außen wenig von denen unterschieden, die bereits das bürgerliche Italien verfolgt hatte. Obwohl er mit den Ergebnissen der Pariser Friedensverträge von 1919 unzufrieden war, blieb Mussolini deshalb bereit, die Nachkriegsordnung im wesentlichen zu stützen. Bei Gelegenheit wollte er wohl die Eingliederung der kroatischen Adriaküste nachholen. Albanien, Korfu und einige andere griechische Inseln standen ebenfalls auf der Wunschliste, sowie kolonialer Zuwachs in Afrika. Aber selbst alles zusammengenommen ergab das eher eine Zufallsauswahl als eine Vision vom Mittelmeer als »Mare Nostro«. Hier übertraf die Inszenierung des Großmachtanspruchs im faschistischen Stil bei weitem die tatsächlichen Ambitionen. Die internationalen Machtverhältnisse hätten sich selbst bei einer vollen Umsetzung dieses Programms nicht geändert, soweit überhaupt von einem Programm die Rede sein kann. Insofern stellt die faschistische Machtergreifung im November 1922 außenpolitisch keinen Bruch dar. Dafür hatte Mussolini im Vorfeld selbst gesorgt, indem er im Frühjahr 1922 eine ausgedehnte Reise durch Europa unternahm, um sich über den Stand der außenpolitischen Dinge zu informieren. Italien trat unter seiner Regierung weiter im Kreis der Siegermächte auf und pflegte den seinerzeit herrschenden europäischen Konsens, der sich bereits in dieser Phase erstmals auf die nach 1945 viel zitierte Formel bringen ließ, es seien die Sowjets draußen und die Deutschen unten zu halten.

Dietrich Aigner: *Das Ringen um England*, München 1969.

Das schloß den Einsatz von militärischer Gewalt nicht aus, etwa in albanisch-griechischen Grenzfragen. Allerdings blieben Verurteilungen durch den Völkerbund aus, zum einen weil Italien als Mitglied der entscheidenden Institution sich weigern konnte, sich selbst zu verurteilen, zum anderen, weil die Westmächte Teile von Albanien schon dem bürgerlichen Italien als Preis für den Eintritt in den Ersten Weltkrieg versprochen hatten, als sogenanntes »Mandat«. Mussolini wollte die versprochene Kriegsbeute eintreiben. Man kann leicht Analogien zu dem zeitgleichen militärischen Vorgehen der Westmächte im Nahen Osten aufzeigen, die ihren dortigen Imperialismus ebenfalls als »Mandatsherrschaft« bezeichneten und dafür das Völkerrecht bemühten. Und die Berufung auf dieses Recht hinderte etwa den englischen Fliegeroffizier Harris im Irak in den zwanziger Jahren nicht daran, erste Erfahrung mit Terrorbombardements auf Zivilbevölkerungen zu sammeln, die den Aufstand gegen die kaum verschleierte Variante der Kolonialherrschaft probten.

Der italienische Faschismus handelte außenpolitisch also im damals üblichen Rahmen: Absprache von Interessensphären über die Köpfe Dritter hinweg, Intervention in innere Angelegenheiten, Annexion von Land, Einsatz von militärischer Gewalt. Noch gehörten diese Dinge zum imperialen Alltag, wobei sich die Unterschiede im Vergleich etwa zwischen Frankreich-England einerseits und Italien andererseits vor allem im Bereich der Kommunikation ausmachen lassen. Das faschistische Italien stellte sich selbst betont aggressiv, neu und dynamisch dar und schob das militärisch-soldatische Selbstverständnis in den Vordergrund. Die Westmächte taten außenpolitisch ganz Ähnliches, kommunizierten es aber anders. Sie schützten nach eigener Auskunft den Frieden. Das völkerrechtliche Denken etwa Carl Schmitts kann nicht ohne das Erlebnis dieser nach dem Ersten Weltkrieg erlebten Zynismen verstanden werden, die er so beschrieb:

Carl Schmitt: *Frieden oder Pazifismus?*, zuletzt Berlin 2005.

»Der Imperialismus führt keine nationalen Kriege, diese werden vielmehr geächtet; er führt keine ungerechten, nur gerechte Kriege; ja, wir werden sehen, daß er überhaupt nicht Krieg führt, selbst wenn er mit bewaffneten Truppenmassen, Tanks und Panzerkreuzern das tut, was bei einem anderen selbstverständlich Krieg wäre.«

Wenn es also ein Merkmal faschistischer Außenpolitik festzuhalten gilt, dann ist das die offene und demonstrative Berufung auf das nationale Interesse als Motiv und auf das Recht zur Kriegsführung als Mittel. Beides

wurde von den Westmächten ebenfalls angewandt, aber anders beschrieben. Hier stellte sich ein gewisser Gegensatz ein, der aber lange Zeit kaum Auswirkungen hatte und letztlich keine entscheidenden. Ob Italien 1940 auf seiten der Alliierten oder auf seiten Deutschlands in den Krieg eintreten würde, hing ganz und gar vom Ausgang der deutschen Westoffensive ab. Mussolini rechnete mit der deutschen Niederlage und bereitete sich auf den Kriegseintritt gegen Deutschland vor. Er verriet sicherheitshalber an Frankreich, was er von den deutschen Offensivplänen in Richtung Belgien wußte und legte Befestigungen an der deutschen Grenze an. Er selbst pflegte sein Vorgehen mit dem von Renaissancefürsten zu vergleichen und deren »heiligem Egoismus«. Schließlich hatte er 1940 den falschen Instinkt. Das klingt banal, ist aber treffend. Der italienische Faschismus durchdrang weder den Staat noch dessen Militär und auch nicht seine Außenpolitik.

Schauen wir in Richtung Deutschland. Auch der Nationalsozialismus erklärte dezidiert, eine »nationale Erhebung« zu sein, als er 1933 an die Macht kam. Er proklamierte zu diesem Zweck Endziele wie die Vereinigung mit Österreich und »Böhmen und Mähren«, die er mittels einer Mischung aus ethnischen, wirtschaftlich-strategischen und historischen Argumenten begründete und die insgesamt geeignet waren, einen zentralistischen Macht- und Nationalstaat zu schaffen, wie er in der deutschen Geschichte ohne Beispiel war. Zugleich stellte er eine absolute Neuerung der innereuropäischen Verhältnisse dar, wie sie Italien niemals verursachen konnte. Er traf dementsprechend auf stärkeren Widerstand, der sich schließlich bis zur Absicht der grundsätzlichen Vernichtung dieser politischen Option einer großdeutschen Einigung durch die Kriegsgegner steigerte. Aus der Perspektive des Jahres 1933 handelte es sich um eine Utopie, die 1938/39 verwirklicht werden konnte – zur allgemeinen und auch zur eigenen Überraschung, wie gegenüber allen Versuchen betont werden muß, die nationalsozialistische Außenpolitik als Ausdruck eines feststehenden Programms oder Stufenplans zur Welteroberung zu deuten.

Die Beziehungen zu Italien waren dabei – wie erwähnt – keineswegs sonderlich freundlich. Hitler traf phasenweise ebenfalls aktive Maßnahmen, um Italien zu schädigen. So ist es eine fast vergessene Episode, daß das Deutsche Reich der einzige Staat gewesen ist, der Äthiopien in den Jahren 1935/36 mit Hilfe von Waffenlieferungen gegen das faschistische Italien militärisch unterstützt hat. Von einer zwangsläufig gegebenen Affinität beider faschistischer Staaten zueinander kann nicht ausgegangen werden.

Der Nationalsozialismus blickte nach England als Bündnispartner. Ein Vertrag mit England nun, wie er von deutscher Seite angestrebt und bis an die Schwelle des Kriegsausbruchs von 1939 angeboten wurde (zuletzt am 25. August 1939 im Gespräch Hitler-Henderson), sollte und mußte in der Regierungszeit des Nationalsozialismus von englischer Seite die Anerkennung des Regimes enthalten und zwar über formale Vertragsabmachungen hinaus die Anerkennung des Regimes in seinen speziellen Erscheinungsformen. Dies stellte eine Herausforderung dar, die nicht bewältigt wurde. Dabei hatte der innerenglische Streit um das Verhältnis zum nationalsozialistischen Staat sowohl machtpolitische als auch ideologische und klassenspezifische Ursachen. Der kommende Konflikt trug also auch Züge eines europäischen Bürgerkriegs.

Die Frage nach einem spezifischen Typus faschistischer Außenpolitik ist zuletzt im wesentlichen negativ zu beantworten. Die Außenpolitik der faschistischen Staaten folgte im Rahmen der selbst vorgegebenen national-utopischen Ziele weitgehend den jeweiligen Notwendigkeiten der eigenen Lage und den Gepflogenheiten des damaligen Zeitalters, das auch in den demokratischen Staaten noch wenige Kontrollmechanismen kannte, die willkürliche Entscheidungen über andere Länder bis hin zu Kriegsführung verhindern konnten. Eine natürliche Koalition zwischen den faschistischen Staaten bestand nicht und ebenso kein zwangsläufiger Gegensatz zu den Westmächten, ja nicht einmal ein zwangsläufiger Gegensatz zur Sowjetunion, wie die deutsche Politik in den Jahren 1939/40 zeigte. Die Anwendung der eingangs genannten Begriffe wie Militarismus auf die faschistische Außenpolitik ist daher eher in bezug auf deren Selbstdarstellung möglich als in bezug auf ihre außenpolitische Praxis.



*Der Führer als Fürst;
Darstellung Mussolinis
im Renaissancestil,
1930er Jahre*

Gibt es eine faschistische Philosophie?

von Erik Lehnert

In einem geistigen Klima, in dem Faschismus keine Meinung, sondern ein Verbrechen darstellt, der Marxismus hingegen nach wie vor eine Alternative zum Liberalismus, ist es schwierig, die Frage nach der faschistischen Philosophie zu beantworten. Niemand wird derzeit von sich behaupten, daß er ein faschistischer Philosoph sei. Wir sind im Fall des Faschismus also auf Fremdzuschreibungen angewiesen, während wir im Fall des Marxismus, neben denen, die es nicht zugeben wollen, genügend Denker finden, die dieses Bekenntnis offensiv vertreten. Man denke nur an den Schriftsteller und Philosophen Dietmar Dath oder an den Politologen Antonio Negri, der vor kurzem in einem Interview mit der *Frankfurter Rundschau* ungehört behauptete: »Den Faschismus gibt es, der ist heute aber das demokratische System. Wir müssen endlich den Mut haben, es zu erkennen.«

Damit sind wir bereits bei einer Wurzel der »faschistischen Philosophie« angelangt. Da der Begriff »Faschismus« sich seit den dreißiger Jahren hervorragend eignete, den politischen oder philosophischen Gegner zu diffamieren, erfanden marxistische Philosophen die »faschistische Philosophie«. Nach welchem Muster dort verfahren wurde, zeigt recht anschaulich das Buch *Wie ist die faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?* von Georg Lukács, einem der bekanntesten marxistischen Denker des 20. Jahrhunderts. Er verfaßte es 1933 im Moskauer Exil, ohne es zu veröffentlichen. Es erschien erst nach seinem Tod in Ungarn und schließlich 1989 in der untergehenden DDR.

Obwohl dieses Buch 50 Jahre lang keine Wirkung entfalten konnte, ist es in unserem Zusammenhang wichtig, weil es die marxistische Argumentation als reine Lehre vertritt. Als jemand, der aus wohlhabenden Verhältnissen stammte, war Lukács zu solcher Theoriebildung besonders angehalten. In der Tendenz jedenfalls unterscheidet sich die Arbeit nicht von einer anderen aus seiner Feder: *Die Zerstörung der Vernunft* (1954) konzentriert sich aber mehr auf das 20. Jahrhundert. Ein Vorteil von Lukács im Gegensatz zu anderen Marxisten ist, daß er die deutsche Philosophie aus eigener Lektüre und Anschauung gut kannte: »Als Schüler Simmels und Diltheys, als Freund

Georg Lukács: *Wie ist die faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?*, in: ders.: *Zur Kritik der faschistischen Ideologie*, Berlin/Weimar 1989.



Der Genius des Faschismus, er reitet; Plastik von Giorgio Gori, angefertigt für die Weltausstellung in Paris, 1937

Max Webers und Emil Lasks, als begeisterter Leser Stefan Georges und Rilkes habe ich die ganze hier geschilderte Entwicklung selbst miterlebt.«

Aber Lukács deutet diese Entwicklung einseitig, und zwar ausgehend von der bekannten These, daß der Faschismus nichts anderes sei als »die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals«. So wird ihm die bürgerliche Philosophie, beginnend bei Nietzsche, zur Verfallsgeschichte, die in den Faschismus führen mußte. In typischer Manier des Antifaschisten sieht er überall einen verkappten Faschismus, den es zu entlarven gelte: »Es ist also notwendig, die Analyse der faschistischen Philosophie in Deutschland nicht auf die Naziphilosophen im engeren Sinne zu beschränken. Denn in diesem Fall würde man vor dem Rätsel stehen, wie mit solchem blühenden Unsinn Millionenmassen erobert werden konnten.« In dieser Linie taucht dann Georg Simmel ebenso auf wie Walther Rathenau oder Max Weber.

Welche Blüten dieser Ansatz bis heute treibt, kann man an dem Buch von Emmanuel Faye über Heidegger ablesen. Der Ansatz dient auch dazu, Autoren, die nicht marxistisch, emanzipativ oder fortschrittlich argumentieren, zu diskreditieren und sie pauschal in eine geistige Ecke mit dem Faschismus zu stellen. Es ist offensichtlich, daß dieser Ansatz zum Verständnis nichts beiträgt und über die »faschistische Philosophie« keine Auskunft geben kann. Das liegt nicht zuletzt an einem Faschismusbegriff, der mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat.

Was Faschismus ist, bleibt umstritten. Karlheinz Weißmann hat jüngst Merkmale aufgezählt: Danach handele es sich beim Faschismus um »eine politische Bewegung, deren Ziel die vollständige Integration einer von Desintegration bedrohten Gesellschaft« sei, was Gewalt gegen die »Desintegrierer« als Mittel der Durchsetzung einschließe. Dazu gehöre die Kombination des Nationalismus mit sozialistischen Ideen ebenso wie das Vorhandensein idealistischer und voluntaristischer Überzeugungen. Der Faschismus leite sich nicht von einer Person oder einer geistigen Strömung ab, sondern erfahre in jedem Land seine eigene Ausprägung und Tradition – vom Klerikalfaschismus bis zum Nationalsozialismus.

Mit dieser Definition ist weitgehend vorgegeben, welche Bedingungen ein deutscher Philosoph oder Denker erfüllen muß, um als Faschist und Vertreter einer faschistischen Philosophie gelten zu können. Entscheidend ist dabei, daß die »vollständige Integration« in Deutschland über die Ausschaltung der Juden (die sowohl als Bolschewisten als auch als Plutokraten der Desintegration angeklagt waren) sowie weiterer nicht kompatibler Gruppen erfolgen sollte. Verwirrung entsteht aber daraus, daß man für Deutschland von einer »faschistischen Philosophie« nicht recht spre-

Emmanuel Faye: Heidegger. Die Einführung des Nationalsozialismus in die Philosophie. Im Umkreis der unveröffentlichten Seminare zwischen 1933 und 1935, Berlin 2009.

Karlheinz Weißmann: Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009.

Walter Del-Negro: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland, Leipzig 1942.

Gerhard Lehmann: *Die deutsche Philosophie der Gegenwart*, Stuttgart 1943.

Ernst Kriek: *Völkisch-politische Anthropologie*, 3 Bände, Leipzig 1936–38.

Martin Heidegger: *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität*, Breslau 1933, zuletzt 1990.

Alfred Baeumler: *Hochschule, Wissenschaft und Staat*, in: ders.: *Männerbund und Wissenschaft*, Berlin 1934.

Hans Heyse: *Idee und Existenz*, Hamburg 1935.

Alfred Baeumler: *Nietzsche der Philosoph und Politiker*, Leipzig 1931.

Alfred Rosenberg: *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*, München 1930, zuletzt 1942.

chen kann: Der deutsche Faschismus verstand sich dezidiert als Nationalsozialismus, und Faschist zu sein galt in manchen Kreisen sogar als anrüchig. In der Sache macht das kaum einen Unterschied, in der Bewertung schon. Gilt der Faschismus heute als ein auch ästhetisches Phänomen, an das man popkulturell durchaus Anschluß suchen kann, so ist das beim Nationalsozialismus ausgeschlossen, weil er auf den Aspekt der Judenverfolgung reduziert wird. Beides versperrt den Blick, wenn man die Frage nach der Philosophie beantworten will.

Gemeinsam haben Nationalsozialismus und Faschismus im Gegensatz zum Marxismus, daß sie nicht im Zusammenhang mit einer philosophischen Theorie entstanden sind, sondern sich als politische Bewegung einen geistigen Überbau suchen wollten. Deshalb hat es in diesen Bewegungen keine mit der sozialistisch-kommunistischen vergleichbare Gleichschaltung der Geisteswissenschaften geben können. Anders als im real existierenden Sozialismus der DDR fing im Nationalsozialismus nicht jedes philosophische Buch mit einer Reverenz an die Vordenker oder die politischen Führer an. Die Werke Nicolai Hartmanns erschienen beispielsweise in dem angesehensten philosophischen Verlag, obwohl dem Beobachter klar sein mußte, daß Hartmann gerade kein Nationalsozialist war. Vertrieben wurden von den philosophischen Lehrstühlen vor allem politische Gegner (Marxisten) und Juden. Und unter den jüngeren Dozenten und Professoren war die Parteimitgliedschaftsdichte zwar relativ hoch, was wohl auch mit karrierefördernden Erwägungen zusammenhing, sich aber nicht in dezidiert nationalsozialistischer Philosophie niederschlug.

Von diesem *modus vivendi* gab es einige Ausnahmen, die bereits in den dreißiger und vierziger Jahren als solche wahrgenommen wurden. In den wenigen Darstellungen der Gegenwartsphilosophie, die in dieser Zeit erschienen, tauchen einige Philosophen auf, denen eine besondere Nähe zum Nationalsozialismus bescheinigt wurde. Walter Del-Negro hat das 1942 in seiner *Philosophie der Gegenwart in Deutschland* unter dem Begriff der Neuen Synthese gefaßt. An Gemeinsamkeiten sieht er: »die Ablehnung des spekulativen Idealismus ebenso wie des Positivismus, der Philosophie des irrealen Geistes ebenso wie der irrationalistischen, geistfeindlichen ›Lebensphilosophie‹, die absolute Ausscheidung des Artfremden, die starke Wirklichkeitsnähe ..., aus ihr gewissermaßen erfließend, die enge Verbundenheit mit der Politik, die Selbstverständlichkeit, mit der politische Wirklichkeit und philosophische Weltanschauung zueinander in Beziehung gebracht werden.« Ein Jahr später veröffentlicht Gerhard Lehmann seine wesentlich umfangreichere Darstellung und behandelt unter dem Begriff der »Politischen Philosophie« vor allem die »nationalsozialistische Philosophie«, die er, im Gegensatz zu Del-Negro, auch so bezeichnet. Lehmann ist der Auffassung, »daß in der Entwicklung der Gegenwartsphilosophie sozusagen von innen heraus als Problematik aufbricht, was im Nationalsozialismus weltanschauliche Gestalt gewinnt« (womit er nicht weit entfernt von der Interpretation Lukács' ist).

Übereinstimmend tauchen folgende Philosophen unter dieser Kategorie auf: Alfred Baeumler, Hans Heyse, Ernst Kriek und Alfred Rosenberg. Hinzu kommt bei beiden noch Arnold Gehlen, der letztlich durchfällt, weil zumindest Lehmann bemerkt hat, daß sich eine »elementare Anthropologie« schlecht unter völkischen Prämissen schreiben läßt. Von den vier anderen sind Baeumler und Heyse Fachphilosophen. Ernst Kriek, ursprünglich Volksschullehrer, war vor allem Pädagoge und wollte als solcher verstanden wissen. Daß sein Hauptwerk in diesem Zusammenhang den Titel *Völkisch-politische Anthropologie* trägt, liegt an der Konjunktur, die das Wort Anthropologie damals hatte. Alfred Rosenberg war Architekt, und sein Buch *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, das ihm den Ruf einbrachte, ein Philosoph zu sein, ist eine kämpferische Mischung aus Mystik, Naturwissenschaft und Geschichtsbetrachtung. Mit dieser Disqualifikation soll nicht gesagt werden, daß Autodidakten keine Philosophen sein können, es gibt genügend Beispiele, die das Gegenteil belegen. Doch Philosophie hat einen anderen Anspruch als die Produktion von Weltanschauungsliteratur, die mit dem Ziel geschrieben wird, eine bestimmte Wirkung zu entfalten. Denn dafür ist die Wahrheitsfrage zweitrangig.

Das ist auch der Grund, warum in dieser Aufzählung der Philosoph nicht auftaucht, der in Deutschland bis heute als Philosoph mit zu viel Nähe zum Nationalsozialismus gilt: Martin Heidegger. Man war sich da-

mals offenbar im klaren darüber, daß Heidegger kein NS-Weltanschauungsphilosoph war, sondern ein Denker, für den die klassischen Kategorien eher in Frage kamen, ein ernsthafter Denker. Als solcher hat er auch seine Rektoratsrede gehalten, die den Nationalsozialismus zwar als Erneuerungsbewegung begrüßte, gleichzeitig aber versuchte, philosophisch auf ihn einzuwirken. Das haben die beiden NS-Philosophen, Baeumler und Heyse, gerade nicht getan. Sie haben den Nationalsozialismus als Denk Voraussetzung akzeptiert und sind daher philosophisch recht bald am Ende gewesen. Um das festzustellen, genügt schon ein Blick auf die Antrittsrede Baeumlers in Berlin. Rückblickend stellt er fest: »In zahlreichen Fällen sind wir nicht auf unfähige oder böswillige Menschen gestoßen in dem Kampf der letzten Jahre, sondern auf das Denksystem des bildlosen Idealismus. Die Gefolgschaft Adolf Hitlers kennt das Symbol, die Darstellung der Idee in einem Menschen, in einer Fahne. ... Hitler ist nicht weniger als die Idee – er ist mehr als die Idee, denn er ist wirklich.«

Baeumler ist, anders als Heyse, von dem nur das Buch *Idee und Existenz* (1935) erschienen ist, in bezug auf den Nationalsozialismus sicher der wichtigste Philosoph gewesen, insbesondere weil es ihm gelungen ist, Nietzsche zu einem nationalsozialistischen Vordenker zu machen: Er betonte bei diesem schillernden Geist eine Seite, die des politischen Denkers, der Rezepte gegen den Verfall notiert hatte. So konnte Nietzsche für Baeumler neben Wagner, Chamberlain und Lagarde zum Vordenker des Nationalsozialismus werden. Daß dem eine Verabsolutierung eines durchaus vorhandenen Aspekts Nietzsches zugrunde liege, haben Karl Jaspers (1936) und Martin Heidegger (in seinen Vorlesungen 1936–38) deutlich gemacht.

Und doch: Trotz dieser Unterschiede existierte ein philosophischer Zeitgeist, dem sich auch dem NS fernstehende Philosophen nicht entziehen konnten. Das wurde 1937 deutlich, als der 300. Jahrestag des Erscheinens von Descartes' *Discours de la méthode* international begangen wurde. Dazu leisteten auch deutsche Philosophen ihren Beitrag. Der Kriek-Schüler Franz Böhm veröffentlichte aus diesem Anlaß ein programmatisches Buch.

Die Forderung lautete »Los vom Cartesianismus!«, weil der »westliche Rationalismus« zum Verfall der völkischen Gemeinschaft beigetragen habe. Deren Regeneration sei nur durch Rückbesinnung auf eine »deutsche Philosophie« möglich. Als wichtige Bestandteile dieser Philosophie macht Böhm Systemfeindschaft und den Gemeinschaftsgedanken aus.

Mit der Kritik an Descartes stand Böhm nicht allein. Auch Jaspers und Heidegger veröffentlichten Kritisches zu Descartes. Allerdings taten sie das auf einer anderen Ebene und mit anderen Konsequenzen. Während Jaspers die einmalige Stellung von Descartes in der Philosophiegeschichte unterstrich und das Verhängnis in dessen Dogmatismus der Erkenntnis-methode sah, wurde Heidegger grundsätzlicher: »Descartes schafft mit der Auslegung des Menschen als Subjectum die metaphysische Voraussetzung für die künftige Anthropologie jeder Art und Richtung. Im Heraufkommen der Anthropologien feiert Descartes seinen höchsten Triumph.«

Die Anthropologie vermöge es aber gerade nicht, die Philosophie Descartes zu überwinden, weil sie auf ihr fuße. Vielmehr werde die Philosophie auf diesem Wege »abgeschafft«. Immerhin: »Dadurch erfährt die geistige Lage eine Klärung, während die mühseligen Anfertigungen so widersinniger Erzeugnisse, wie es die nationalsozialistischen Philosophien sind, nur Verwirrung anrichten.«

Man muß mit Heidegger sagen: Es ist diese Verwirrung in der Tat das Kennzeichen nationalsozialistischer oder »faschistischer« Philosophie. Deren Denken weicht den philosophischen Fragen aus und präsentiert stattdessen Antworten, die, ähnlich dem Marxismus, ideologisch verabsolutierte und mystisch überhöhte Erkenntnisse der Einzelwissenschaften sind. Im Gegensatz zum Marxismus hat es der Faschismus noch nicht einmal zu einem philosophischen System gebracht. Diese Theorieschwäche führt dazu, daß er, mit heutigen Worten, nicht anschlussfähig ist. Das gilt auch für die Werke Evolas oder Gentiles. Es geht dieser »Philosophie« um ein Totalwissen, das die Gegensätze verbindet und die Entfremdung (Desintegration) des modernen Menschen aufhebt, kurz: um eine politische Religion. Und so kann man zuletzt noch die Namen Oswald Spengler oder Ernst Jünger einstreuen und über sie sagen, daß sie keine faschistischen Philosophen waren – weil sie Philosophen waren: Sie wußten, daß der menschlichen Erkenntnisfähigkeit Grenzen gesetzt sind und daß die Welt nicht aufgeht.



oben: Ernst Kriek
(1882–1947)
unten: Alfred Baeumler
(1887–1968)

Franz Böhm: *Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand*, Leipzig 1938.

Karl Jaspers: *Descartes und die Philosophie*, Berlin/Leipzig 1937, zuletzt 1966.

Martin Heidegger: *Die Zeit des Weltbildes* (1938), in: ders.: *Holzwege*, Frankfurt a.M. 1950, zuletzt 1994.

Casa Pound

von Martin Lichtmesz

»With usura hath no man a house of good stone«, schrieb der Dichter Ezra Pound in seinem *Canto XLV*. »Usura« (lateinisch: »der Wucher«) ist hier das Sinnbild für die kulturzerstörende, lebensfeindliche und unmenschliche Herrschaft des Zinses, des Kapitals und der Banken. Pound sagte auch: »Ein Mensch kann ein Haus bewohnen, auch ein zweites, ein drittes aber ist ein Kapital, mit dem er Geld verdienen will.« »Contro ogni Usura«, »gegen jeglichen Wucher« stand in großen, handgemalten Buchstaben auf den Transparenten, die am 27. Dezember 2003 an der Fassade eines leerstehenden sechsstöckigen Hauses in der Via Napoleone III, Nummer 8 im Stadtzentrum von Rom entrollt wurden. Neben einem halben Dutzend Trikoloren war auch eine Fahne mit einer stilisierten Schildkröte auf schwarzem Grund zu sehen. Ein weiteres Transparent verkündete die Taufe des Gebäudes in »Casa Pound«. Das Haus war in einer Blitzaktion von einer Gruppe junger Männer besetzt worden. Kurz darauf wurde in dem Stadtviertel ein Flugblatt mit folgender Erklärung verteilt: »Wir haben ein Gebäude besetzt, das viele Jahre leerstand. Wir haben das Haus an zwanzig Familien übergeben. Wir sind Italiener. Wir sind keine sozialen Außenseiter. Wir sind Arbeiter, Studenten, Mütter und Väter.«

Soziales Pathos, antikapitalistische Rhetorik, nationale Symbolik – die Besetzer stammten aus der militanten rechtsradikalen Szene Roms, und machten damals wie heute keinen Hehl aus ihren Überzeugungen: die seien »weder links noch rechts«, sondern schlicht »fascista«. (Eine Variante ist das ironische Amalgam »Estremocentroalto« – etwa »Extrem-Mitte-oben«.) Zu den exponierten Köpfen der Casa Pound gehören der Vordenker Gabriele Adinolfi, Mitbegründer der in den siebziger Jahren aktiven, mit dem »schwarzen Terrorismus« eng verknüpften Gruppierung *Terza Posizione* und der 1973 geborene Macher Gianluca Iannone, ein bärtiger, tätowierter Riese, der das Image eines rauen Motorradrockers pflegt und als Kopf der Hardcore-Band *Zetazeroalfa* zusätzlichen Kultstatus innehat. Zum Netzwerk der Casa Pound zählen außerdem die Buch-

Ezra Pound:
Cantos I–XXX,
Zürich 1964.

Ezra Pound: *Usura – Cantos XLV und LI. Texte, Entwürfe, Fragmente*,
Zürich 1985.



handlung »Testa di Ferro« (Kopf aus Eisen), »Cutty Sark«, der »meistgehaßte Pub Italiens«, und die »Area 19«, eine stillgelegte Bahnhofshalle in den Bergen hinter dem unter Mussolini erbauten Olympischen Forum.

Im Umkreis des »Casapoundismus« hat sich ein politischer Stil entwickelt, der frischen Wind in die äußerste Rechte Italiens gebracht hat. Der Erfolg verdankt sich nicht zuletzt dem geschickten Selbstmarketing. Das einprägsame Logo der »Casa Pound«, eine Schildkröte, ist zu einem Markenzeichen geworden, das inzwischen ebenso berüchtigt ist wie das Keltenkreuz oder das Rutenbündel. Für eine dezidiert faschistische Bewegung ist die Kür eines friedfertigen, defensiven und trägen Wappentieres zunächst überraschend. Die Symbolik besitzt allerdings eine poetische Schlüssigkeit. Die Schildkröte trägt ihr Haus auf dem Rücken, sie kann daraus nicht vertrieben werden, zugleich ist sie mobil und zählebig. Auf den zweiten Blick zeigt sich, daß das Symbol eine verborgene kriegerische Konnotation hat: es spielt auch auf die Marschformation »Testudo« (Landschildkröte) des antiken römischen Heeres an, in der die aneinandergereihten Schilde den Trupp in einen menschlichen Panzer verwandelten. Das präzise Achteck des stilisierten Panzers und die nach innen gerichteten Pfeile verweisen auf ein geistiges Ordnungsprinzip und eine spirituelle Konzentration. Folgerichtig grenzen sich die Verantwortlichen der Casa Pound trotz ihres anarchischen Gestus scharf vom Stil linker besetzter Häuser ab: Ordnung, Sauberkeit und Ästhetik spielen eine ebenso wichtige Rolle wie das strenge Verbot von Waffen, Drogen und Prostitution.

Entsprechende »Casas« gibt es inzwischen unter anderem in Mailand, Bologna und Neapel, allesamt Städte, in denen den Schwarzhemden zum Teil gewaltsamer Widerstand entgegengesetzt wird. Die Wut der Linken entspringt dabei wohl auch der Empörung, daß die Rechte nun in ihren ureigenen Gewässern fischt. Dazu gehören aktive Solidarität mit den sozial Unterprivilegierten und Sympathiebekundungen für unterdrückte Völker wie die Tibeter ebenso wie der Kampf gegen die Privatisierung von Bildung und Gesundheitswesen und radikale Forderungen nach einem staatlich garantierten Wohnungsrecht für alle italienischen Familien. Im April 2009, nach dem großen Erdbeben in den Abruzzen, wurde unter dem Slogan »Bauen wir Italien wieder auf« zur freiwilligen Hilfeleistung aufgerufen. Dabei soll die politische Rekrutierung hintangestellt werden: Die zwanzig in der Casa Pound untergebrachten Familien stammen zwar zum Großteil aus dem rechten Umfeld, es herrscht aber nach Auskunft der Organisatoren keinerlei ideologischer Bekenntniszwang.

Schwarzes Haus im »Gelben Viertel«, unteres Geschloß der »Casa Pound«

Nicola Rao: La Fiamma e la Celtica. Sessant'anni di neofascismo da Salò ai centri sociali di destra, Rom 2006.

Gezielt werden auch die Frauen angesprochen, etwa mit der Initiative »Zeit, Mutter zu sein«, die sich für die Rechte von alleinerziehenden Müttern einsetzt. Die seit den neunziger Jahren angestiegene Masseneinwanderung nach Italien wird in den affinen Publikationen primär unter einem »globalisierungskritischen« Aspekt gesehen: der Kapitalismus brauche billige Arbeitskräfte und versuche diese Ausbeutungsstrategie mit multi-kulturalistischer Rhetorik zu kaschieren. Unter den Militanten sollen sich auch gelegentlich farbige Aktivisten einfinden, und zu den internen Legenden gehört die Geschichte von der Pizzeria eines Ägypters, die von Antifas verwüstet wurde, die es auf Gianluca Iannone abgesehen hatten – worauf dieser die Renovierung des Lokals durch ein Benefizkonzert unterstützte.

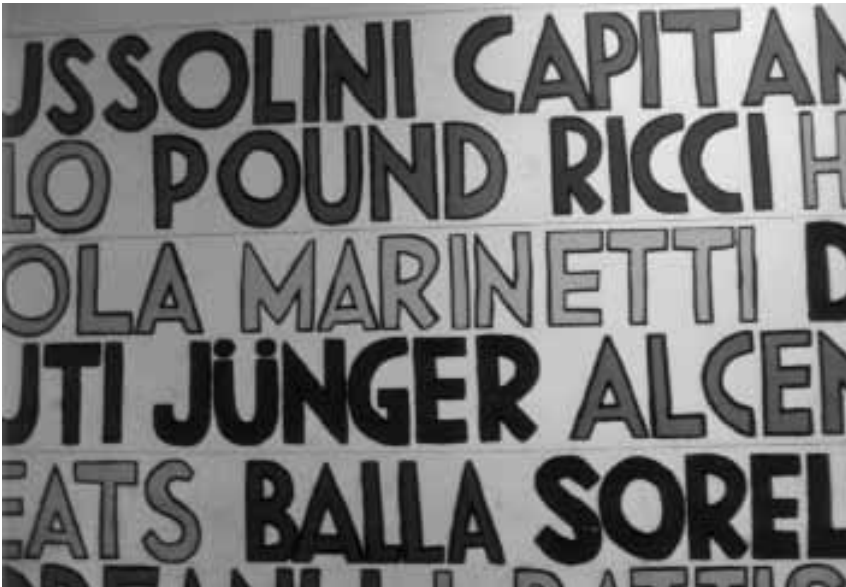


Squadre? Aufmarsch des Blocco studentesco

So entstand mitten im »multikulturellen« Stadtteil Esquilino, in einer fast ausschließlich von Chinesen bewohnten Straße, geduldet von der Polizei und der Stadtverwaltung, eine Institution, die sowohl eine praktische als auch eine symbolische Wirkung entfaltet hat. Sie steht ebenso für eine Philosophie der Verortung wie für eine soziale Utopie und fungiert als Zentrum für politische und kulturelle Aktivitäten. Monatlich finden Vorträge zu breit gestreuten Themen statt, für die durch kluges Networking auch regelmäßig Gäste gewonnen werden, die der Szene denkbar fernstehen, wie etwa Nicolai Lilin, Autor des Bestsellers *Sibirische Erziehung*. Bei einem Themenabend über Che Guevara kam gar ein Vertreter der radikalen Linken, ein anderes Mal Valerio Morucci, ehemaliges Mitglied der Roten Brigaden und einer der Entführer Aldo Moros. Man bemüht sich, dem Slogan »Casa Pound – Wo die Auseinandersetzung frei ist« gerecht zu werden, ohne die prononcierte Selbstpositionierung aufzugeben. So sind die Gänge und die rund um die Uhr besetzten Büroräume ausgeschmückt mit Parolen wie »Fang an zu glauben! Beginne zu kämpfen!« und mit Malereien im martialischen Stil der Mussolini-Zeit.

Eva Hesse: *Die Achse Avantgarde-Faschismus. Reflexionen über Filippo Tommaso Marinetti und Ezra Pound*, Zürich 1992.

Während die sozialrevolutionäre Programmatik durchaus an den frühesten und den spätesten Faschismus (der »Sozial-Republik« von Salò) anschließen kann, ist die Übernahme linker Praktiken wie die eigenmächtige Errichtung von »centri sociali« (sozialen Zentren) ein relativ junges Phänomen. Bereits im Dezember 1990 besetzten Anhänger der »Fronte della Gioventù« ein Haus im römischen Stadtteil Monteverde, 1998 wurde die »PortAperta« in San Giovanni in Laterano eröffnet. Als im Juli 2002, wiederum in Rom, die »Casa Montag« ausgerufen wurde, kündigte sich ein ungehörter Tonfall an. »Montag«, der Held von Ray Bradburys *Fahrenheit 451*, ist »Feuerwehrmann« eines Zukunftsstaates, der den Besitz und die Lektüre von Büchern jeglicher Art verboten hat. Die »Feuerwehr« hat die Aufgabe, die Bücher zu vernichten, doch Montag beginnt heimlich die verbotenen Güter zu sammeln und zu lesen, bis er sich zum Rebellen entwickelt. Während gewöhnlich totalitäre Gesellschaftsordnungen mit dem Begriff »Faschismus« belegt werden, drehen



Inanspruchnahme; Namen der Vordenker im Stil der berühmten Mostra della Rivoluzione Fascista

die »non-konformen« Militanten den Spieß um: die Rebellion gegen die Gedankenpolizei, die Freiheit des einzelnen stünden nun auf ihrer Seite. Die Chiffre »451« taucht seither immer wieder auf Demonstrationen der Faschisten auf – gelegentlich, das Paradox noch steigernd, auf einem weißen kreisförmigen Feld auf rotem Grund, optisch an die Fahne der NSDAP erinnernd.

Der »Casa Montag« folgte die »Casa Pound«, deren Namensgebung einen ähnlich anspruchsvollen Unterbau verrät. Der Eingangsflur des Hauses ist zu einer Art Pop-Ruhmeshalle gestaltet, in der die Namen all derer in bunten Lettern an die Wand gemalt sind, die als Inspiratoren geschätzt werden. Die Runde der zitierten Geister ist von einer verblüffenden Vielfalt. Neben obligaten Ikonen des Eurofaschismus wie D’Annunzio, Evola, Codreanu, Mosley und Degrelle finden sich in einem wilden Mischmasch Namen wie Saint-Exupéry, Jünger, Majakowski, Kerouac, Bukowski, Stirner, Tolkien, Orwell oder Leonidas. Der »Skrewdriver«-Kopf Ian Stuart ist ebenso vertreten wie Hölderlin, der Indianerhäuptling Geronimo und die Comicfiguren Corto Maltese und Captain Harlock. Mit Ausnahme von Walter Darré finden sich keine Nationalsozialisten. Dagegen genießt ein Ernst Jünger in der Szene einen hohen Status: Im Herbst 2009 waren in Rom quer über den Bezirk Esquilino und angrenzende Stadtteile bis hin zum Kolosseum verteilte Plakate zu sehen, die sich von einem verstorbenen Kameraden mit einem Jünger-Zitat verabschiedeten.

Die Heldengalerie setzt sich auf dem Treppengang fort, der ausschließlich bedeutenden Frauen gewidmet ist: bildende Künstlerinnen wie Camille Claudel und Tamara de Lempicka, Dichterinnen wie Ada Negri und Sibilla Aleramo, die von kommunistischen Partisanen ermordete Filmdiva Luisa Ferida, Leni Riefenstahl sowie Sportlerinnen und Pilotinnen. Eine ähnlich eklektizistische Auswahl findet sich auch im Sortiment des »Testa di Ferro«. Dort werden auch T-Shirts und Anstecker angeboten, deren Motive von Yukio Mishima bis zur Fußballlegende George Best reichen. Als zentrale Referenzen tauchen immer wieder Filme wie »Fight Club«, »300«, »Uhrwerk Orange« oder »Pulp Fiction« auf.

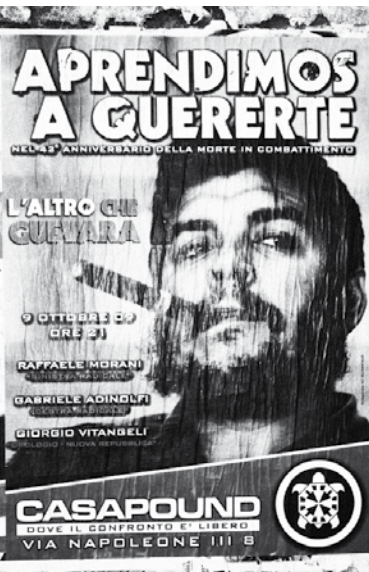
Im Hauptquartier selbst gipfelt die Ikonenpflege in einer kommentierten Sammlung seltener Fotos aus dem Leben Ezra Pounds. Der amerikanische Avantgardist gehörte zu jenen bedeutenden Köpfen, die Partei für den Faschismus ergriffen. Pound hatte sich 1924 in Rapallo niedergelassen und hielt während des Zweiten Weltkriegs antisemitisch gefärbte Propagandareden wider die Alliierten, die er als Handlanger des »Leihkapitals« betrachtete. Nach dem Krieg wurde er als Hochverräter angeklagt und einer erniedrigenden Behandlung unterworfen, die in einer jahrelangen Internierung in eine psychiatrische Anstalt gipfelte.

Für den überwiegenden Anteil der Szeneanhänger dürfte es allerdings ausreichen zu wissen, daß Pound der »Dichter gegen den Wucher« und Verehrer des Duce war. Die komplizierte Esoterik der »Cantos« ist

Cristina di Giorgi: Note Alternative. La musica emergente dei giovani di destra, Rom 2008.

Albin Julius im Reich der Schwarzhemden: Ein Interview mit Zetazeroalfa, in: Zinnober 7, April 2004.

Eindeutig, zweideutig,
popkulturell: Plakate aus
der Casa Pound



selbst unter literarisch gebildeten Lesern notorisch, und gleiches gilt für den von der Szene verkulteten Julius Evola. Die entscheidenderen weltanschaulichen Quellen dürften eher die Texte von Zetazeroalfa und anderen »Musica Alternativa«-Bands sein. Das Publikum des mehrtägigen Festes zur Fünfjahres-Feier der Casa Pound in der »Area 19« im Juni 2009 war zu etwa 80 Prozent von jenem proletarischen Skinhead- und Hooligan-Typus dominiert, den man gemeinhin mit der extremen Rechten assoziiert. Provokante Tätowierungen und ultrakurzer Haarschnitt sind da ebenso ein Muß wie eine recht beschränkte Auswahl an T-Shirt-Motiven. Das scheint für die Szene insgesamt repräsentativ zu sein, wenn auch vor allem über die Studentenorganisation »Blocco Studentesco« ein beträchtlicher Anteil an Mittelständischen hinzukommt. Hier wird freilich an einen weiteren Strang des historischen Faschismus angeknüpft: an die Betonung des Physischen, des Vitalismus, des Männerbundes, des Agonalen, aber eben auch der Gewalt. Als Ventil wird dafür etwa das Ritual des »Cinghiamattanza« (ungefähr: »Gürtelausflippen«) genutzt, in dem sich frei nach DAF »alle gegen alle« mit nacktem Oberkörper in eine wüste Massenprügelei mit dem Gürtelriemen (die Schnalle ist verboten) stürzen.

Auch die beliebte, zum Teil mit Rockerromantik (»liberi, belli, ribelli« – »frei, schön, rebellisch«) legierte Squadristenikonographie mit ihren Totenköpfen, schwarzen Fahnen, Dolchen und Rosen untermauert das zwiespältige »Bad Guys«-Image, das vor allem für junge Männer und Frauen ebenso anziehend ist, wie es auf dem Weg zu einem Anschluß an den Mainstream hinderlich ist – denn für die Linke ist es damit natürlich ein leichtes, die Szene pauschal als Ansammlung von Schlägern hinzustellen. Trotz des im Vergleich zu Deutschland beachtlichen Spielraums, den die Rechten und sogar die immerhin offiziell verbotenen Faschisten in Italien beanspruchen können, hat auch dort die »Political Correctness« die Oberhand. Der Fotoband *OltreNero* der antifaschistischen Journalisten Alessandro Cosmelli und Marco Mathieu, der zunächst in enger Kollaboration mit Gianluca Iannone entstand, ließ die Szene in stylischen Schwarzweißfotos ebenso verführerisch wie abgründig-abstoßend schildern und betonte deren Subkultur-Charakter sowie die Aura der Gewalt. Iannone empfand diese Darstellung als verfälschend und einseitig und überwarf sich in der Folge mit den Autoren.

Die Frage nach der eigentlichen Ideologie der »Faschisten des dritten Jahrtausends« ist nicht leicht zu beantworten. Trotz aller Beteuerungen, keine Nostalgie-Nummer bemühen zu wollen, bleibt der emotionale Kern der Bewegung eben doch auf die heroischen Erzählungen von vorgestern fixiert: D'Annunzios Fiume, der Marsch auf Rom, der Futurismus, der Mythos der Squadristen, die »Republik von Salò« und die »schwarzen Herzen« der »bleiern« siebziger Jahre, als es in Italien zum blutigen, von Geheimdiensten unterwanderten Terrorkrieg zwischen links- und rechtsextremen Gruppen kam. Unklar ist, was für ein konkretes Gesicht der angepeilte »moderne« Faschismus haben soll, zumal der Dialog mit anderen Milieus aktiv gesucht wird und Querfronten nicht ausgeschlossen werden. Was bleibt, ist vor allem die Rhetorik der Tat und der Vorrang des Aktivismus vor ideologischer Geschlossenheit sowie die Pflege und Schaffung von Ikonen und eines »nonkonformen« Lebensgefühls.

Programmatisch ist dafür der Leitartikel der hauseigenen Zeitschrift *Occidentale* vom August 2009. Einer der gelungensten Casa-Pound-Coups des Jahres war die flächendeckende öffentliche Plakatierung eines Posters, das im Pop-Art-Stil den 1980 verstorbenen linken Liedermacher Rino Gaetano zeigte, wortlos kommentiert allein durch das berühmte Schildkrötenlogo. In dem Leitartikel erklärte der Autor, »warum es rechtens ist, daß Casa Pound Rino Gaetano feiert.« Man müsse beibe kein Linker sein, um den freiheitlichen und vitalen Geist der Lieder Gaetanos zu bewundern. In ihnen finde sich alles, wofür auch die »Casa Pound« stehe: »Die Liebe zu allem, das die Welt mit Ironie betrachtet, zur Poesie, Provokation, Freiheit, zur Gerechtigkeit.« Dabei dürfe man nicht an rückwärtsgewandten Vorstellungen hängenbleiben, hätten doch auch »D'Annunzio, Marinetti, Jünger, Evola, sogar Mussolini« auf der Höhe ihrer Zeit gelebt und gedacht: »Keine Weltflucht, keine Weltuntergangshysterien. Wille, Taten, Freude, Freiheit. Das allein zählt.«

Kaplaken, 6. Staffel

Joachim Fernau
Tausend Tage
Fragmente eines Soldatenlebens
1939 und 1940
Kaplaken, Band 16
96 Seiten, kartoniert, 8,50 €

Fernau war im Zweiten Weltkrieg als Kriegsberichterstatter für die Waffen-SS eingesetzt: ein Bericht über den Etappen dienst in Polen über die Grundausbildung in der Leibstandarte Adolf Hitler.

Günther Deschner
Bomben auf Baku
Kriegspläne der Alliierten gegen
die Sowjetunion 1939-1940
Kaplaken, Band 17
88 Seiten, kartoniert, 8,50 €

Kaum einer weiß von den Plänen der West-Alliierten aus dem Jahr 1940, die Sowjetunion – den späteren Verbündeten – aus der Luft anzugreifen...

Karlheinz Weißmann
Faschismus
Eine Klarstellung
Kaplaken, Band 18
74 Seiten, kartoniert, 8,00 €

Hat die Deutung des Faschismus stets antifaschistisch zu sein? Nein! Weißmann behandelt den Faschismus mit Hilfe jener Methoden und Kriterien, die auch sonst für die Gegenstände der Geschichtsforschung gelten.

JOACHIM FERNAU

Tausend Tage

Fragmente
eines Soldatenlebens
1939 und 1940

Edition Antaios  Kaplaken 16

GÜNTHER DESCHNER

Bomben auf Baku

Kriegspläne der Alliierten
gegen die Sowjetunion 1939/1940

Edition Antaios  Kaplaken 17

KARLHEINZ WEIßMANN

FASCHISMUS

Eine Klarstellung

Edition Antaios  Kaplaken 18

EDITION  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda • 06268 Albersroda
Tel | Fax (034632) 90941 • www.antaio.de

Faschismus und Avantgarde

von Götz Kubitschek

Wer vom Faschismus spricht, darf von der künstlerischen und literarischen Avantgarde nicht schweigen. Es gab in Italien und Deutschland ebenso wie in Frankreich und England Annäherungen und Verschlingungen der neuen Kunst mit der neuen Politik. Diese Feststellung sollte nicht verwundern, seltsam wäre nur das Gegenteil: daß nämlich die Kunst sich selbst revolutioniert und neu erfunden hätte, ohne in Berührung zu geraten mit den politischen Revolutionären, die wiederum eine dezidiert avantgardistische Form der Politik entwarfen.

Das Wort Avantgarde stammt aus dem Militärischen und bezeichnet die kleinen Verbände vor der Truppe: Sie stoßen vor, erlangen Feindberührung, klären kämpfend auf, bleiben dabei sehr beweglich und können sich nie einrichten – denn die Masse des Heeres rückt nach. Das Schicksal jeder Vorhut ist so das Getrieben-Sein. Aber jeder Krieg hat ein Ziel im endlichen Raum, der Vorstoß kommt irgendwann an ein Ende. Wo läge das Ziel für die Kubisten und Surrealisten, die Expressionisten und Situationisten, die Futuristen, Vortizisten, wo für Dada? Was heute vorn ist, ist morgen schon von gestern, und so kann das Ziel einer auf das immer Neueste fixierten Kunst schlechterdings nie dort liegen, wo eine neue politische Kraft ihres hat: in der Herrschaft.

Aber so weit waren die Faschisten noch längst nicht, als die Avantgarde mit ihren Arbeiten die Kunstwelt durcheinanderwirbelte. Genauer gesagt gab es in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg noch keine Bewegung, die als faschistisch beschrieben werden könnte. Aber es gab Künstlerrebellionen gegen die »akademische« Kunstauffassung und die Einbindung der Werke in den bürgerlichen Feierabend. Bereits mit der Veröffentlichung des ersten *Manifests des Futurismus* im März 1909 waren die fünf Charakteristika geprägt, die fortan galten und mit Hilfe derer die Avantgarde von anderen Kunstrichtungen abgegrenzt werden kann: Provokation, Innovation, Autorität, Pathos, Selbstreflexivität. Die Avantgarde provozierte, indem sie sich antibürgerlich gab, grundsätzlich gegen den »guten Geschmack« verstieß, extreme Themen und Formen

Reinhold Grimm/
Jost Hermand
(Hrsg.): *Faschismus
und Avantgarde*,
Königstein 1980.

wählte und damit schockierte. Sie war innovativ, weil sie die Erwartungsenttäuschung zur Regel machte und sich in ihren Protagonisten ein Wettrennen um den nächsten Coup lieferte. Die Aus- und Abgrenzung im Zeichen solcher Agonalität machte die Avantgarde zu einer autoritären Bewegung: Man war nirgends auf Konsens aus, sondern agierte männlich, hart, aggressiv und arrogant und gegen jeden anderen Entwurf allein schon um der Gegnerschaft willen. Selbst dort, wo Ironie und Witz ins Spiel kamen, blieb die avantgardistische Kunst pathetisch: Man kann ohne Übertreibung von einem kairologischen Bewußtsein sprechen, von einem Sendungsbewußtsein in ein »letztes Gefecht« hinein, aus dem entweder nichts oder aber ein neuer Mensch hervorgehen werde. Diese Feststellung läßt sich noch strapazieren: Weil der vorhandene Mensch überwunden werden mußte, war die Avantgarde dort, wo sie sich mit ihm beschäftigte, nicht naturalistisch, sondern entlarvend oder steigernd, und am liebsten war sie »geometrisch«, also unnatürlich, bauend, planend, zusammensetzend. Dies führte zu der leicht wahrnehmbaren Sperrigkeit und Theoriebedürftigkeit vieler ihrer Kunstprodukte, und mehr als jeder Vorgänger stand der avantgardistische Künstler unter dem Zwang, seine Werke zu vermitteln, zu erklären und sich selbst zu rechtfertigen.

Eine Vielzahl von Manifesten ist Ausdruck dieses Vermittlungs- und Erklärungsdrucks, und das bereits erwähnte *Manifest des Futurismus* von Filippo Tommaso Marinetti (1876–1944) ist außerdem ein gutes Beispiel für die Aggressivität und Ausschließlichkeit, das männliche Pathos und das Gefecht nach allen Seiten. Der Futurist focht naturgemäß vor allem gegen den Ballast der Tradition, gegen die Ewiggestrigen (»Passatisten«) und skeptischen Ausbremsen, zu denen zuvorderst jede Art von Aufklärung, Abwägung, systematischer Ratio und auf Dauer gestelltem Aufbau gehörte. Der Futurismus, so Marinetti, werde den Menschen als riskiertes, auf Ordnung angewiesenes und sich in seiner Existenz als historisch verstehendes Wesen endgültig eliminieren.

Dies schrieb sich auch der junge Faschismus auf die Fahnen: Er war – vor allem nach der Tragödie der »bürgerlichen« Politik durch den Ersten Weltkrieg – ebenfalls auf einen neuen Menschen aus, focht gegen jeden politischen Gegner, schätzte die Gewalt und eignete sich einen die Masse formierenden Stil an. Die Aufzählung der Parallelen zwischen futuristischer und faschistischer Vorstellung endet jedoch an einem entscheidenden Punkt: Wo die künstlerische Avantgarde die Steigerung ihres programmatischen Taktes immer weiter treiben mußte, kam der politische Faschismus spätestens dort an ein Ende des Vorstoßes, wo er seine Macht zu etablieren hatte: Sein Ziel war es, die Auflösungstendenzen der Moderne zu beenden und die Gesellschaft vollständig zu integrieren – unter Einschluß der Avantgarde, die im selben Moment aufhört, Avantgarde zu sein.

Es ist interessant, daß sich der Futurismus diesem Schicksal sehenden Auges fügte, zwar nicht als Gesamtbewegung, jedoch in der entscheidenden Persönlichkeit Marinettis. Till Röcke hat vor einem Jahr in einem *Sezession*-Beitrag die Frage erörtert, ob der Futurismus – die Kunstform – nun ein Trabant des Faschismus – der Politik – war oder aber dessen Kraftquell. Da der Futurismus unter allen Umständen Anti-Stillstandspolitik betreiben wollte, und zwar global ausgerichtet, habe er den Nationalstaat als eine Art Individuen-Beschleuniger betrachtet, dessen Form selbstredend der Überwindung anheimfallen würde, wenn das »mechanische Nomadentum« erst einmal die Lebenswirklichkeit bestimmte.

Es gibt einen berühmten Beleg für die Annahme, daß Faschismus und Avantgarde dort sehr eng beieinander waren, wo es mehr um die Idee und weniger um den politischen Dauerzustand ging: Der schillernde *de-cadént* Gabriele D'Annunzio (1863–1938) besetzte nach dem Ersten Weltkrieg 1919 im Handstreich die adriatische Hafenstadt Fiume für Italien und stellte sie unter seine anarchisch-orgiastische Herrschaft. Sie dauerte nur ein gutes Jahr, weil D'Annunzio über der Ausgestaltung seiner profaschistischen Idee die Verwaltung und die Etablierung vernachlässigte. Aber Dauer war auch gar nicht sein Bestreben: Vielmehr setzte er seine avantgardistischen Vorstellungen von geometrischer Formation und sinnfreier, jedoch aufpeitschender Rhetorik in die Tat um – stilbildend für die Schwarzhemden und die Massenchoreographien der Faschisten diesseits und jenseits der Alpen.

Karlheinz Weißmann:
*Faschismus. Eine
Klarstellung*,
Schnellroda 2009.

Till Röcke:
*Zertrümmerung –
100 Jahre Futurismus*,
in: *Sezession* 28,
Schnellroda 2009.

D'Annunzio bekannte sich selbst nie zum Faschismus und war nur auf dem Feld der politischen Inszenierung und Gestik ein Avantgardist, als Schriftsteller aber ein Vertreter des heute überladen wirkenden *Fin de siècle*. Er gab in seinen Romanen dem Überdruß und der Dekadenz – und damit einem Teil seiner selbst – eine Stimme und ist deshalb dem wichtigsten Vertreter der französischen literarischen Kollaboration näher als den Futuristen: Der radikale Faschist Pierre Drieu la Rochelle (1893–1945) hielt das Erlahmen der europäischen und speziell der französischen Kultur und Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts für eine schwer heilbare Krankheit, und weil er selbst von ihr so sehr befallen war, untersuchte er auch aus Motiven der Selbstrettung ihre Symptome, die Auflösungstendenzen der Moderne im kleinen und großen Maßstab.

Programmatisch wichtig ist Drieu la Rochelles Roman *Die Unzulänglichen* (frz. *Gilles*) von 1939. Wenn Drieu la Rochelle bis etwa 1925 als Schriftsteller avantgardistisch experimentierte, so ist *Die Unzulänglichen* in Komposition und Sprache ein traditioneller Entwicklungsroman, der unterschiedliche Lebensentwürfe in einer dekadenten, als brüchig empfundenen Zeit durchspielt. Die Hinwendung zur konventionellen Form samt politischer, brisanter Botschaft ist ein Hinweis auf die Verschiebung des Schwerpunkts: Die experimentellen Formen der Avantgarde sind nicht eingängig, nicht breit kompatibel, sondern sperrig, und so zwar für die Irritation, nicht jedoch für die komplexe Darstellung einer Entwicklungsgeschichte, eines Lehrstücks zu gebrauchen. Und ein solches sind *Die Unzulänglichen*, deren Hauptfigur letztlich bei einer eurofaschistischen Kampfgemeinschaft im Spanischen Bürgerkrieg ankommt. Mit diesem Weg rechtfertigte Drieu la Rochelle seine eigene, umfassende Kollaboration, die er nie als gegen Frankreich gerichtet verstanden haben wollte: In seiner posthum veröffentlichten »Verteidigungsrede eines Kollaborateurs« betont er, »immer Nationalist und Internationalist zugleich« gewesen zu sein.

Drieu la Rochelle entzog sich seiner Aburteilung durch ein Gericht und beging im März 1945 Selbstmord. Er tat dies auch unter dem Eindruck des vollstreckten Todesurteils gegen Robert Brasillach (1909–1945), der noch viel stärker als sein älterer Kollege die große Geste als exemplarisch lehrreiches Mittel der Politik beschrieb und den faschistischen Stil an sich dem grauen Alltag der parlamentarischen Demokratie entgegenstellte. Einig waren sich beide aber in dem Wunsch nach Kohärenz, nach ideologischer Sinngebung, die dem einzelnen die Last der Selbststiftung dieses Lebenssinns abnehmen würde. Der Faschismus geriet an dieser Stelle folgerichtig zu einer Art überdimensionierter Medizin, und die der Verarztung vorausgehenden Schilderungen der Krankheitsbilder nehmen einen großen Teil der französischen radikalfaschistischen Literatur ein. In diesen Zusammenhang gehört auch der von einem übergreifenden Ekel und einem immer wieder ausbrechenden avantgardistischen Trieb befallene Louis-Ferdinand Céline (1894–1961). Viele seiner auch antisemitischen Pamphlete sind surrealistische Entladungen, seine Sprach- und Stilneuerungen strahlen bis heute aus. Als Avantgardist zeigte er sich dort, wo er ganz bewußt jede Grenze des guten Geschmacks, der politischen Vernunft und selbst der literarischen Qualität unterschritt, um zu provozieren – ein Vorgehen, das man bei Drieu la Rochelle und den anderen Kollaborateuren vergeblich sucht. Dazu paßt, daß Céline nicht mit den nationalsozialistischen Besatzern offiziell kollaborierte, sondern mit einzelnen Schriftstellern (etwa Ernst Jünger) und Künstlern (Arno Breker) in Berührung kam. Er war nicht kulturpolitisch aktiv wie etwa Drieu la Rochelle, Brasillach, Lucien Rebatet (1903–1972) oder Bertrand de Jouvenel (1903–1987), sondern zeitlebens unabhängig als praktizierender Arzt.

Dieser Tätigkeit ging auch jener bedeutendste deutsche Lyriker des 20. Jahrhunderts nach, der sich kurz, aber heftig für den zur Macht gelangten Nationalsozialismus engagierte: Gottfried Benn praktizierte bis zu seinem Tod als Arzt und auch er blieb stilistisch und als Sprachschöpfer stets unkonventionell, schöpferisch, geometrisch im oben angesprochenen Sinn. Er debütierte mit schockierenden expressionistischen Gedichten und bot sich bis Ende 1934 als Vollstrecker einer neuen Politik dem von ihm gefeierten neuen Staat an. Benns kurzes, aber heftiges Wirken innerhalb der Reichsschrifttumskammer ist bis ins Detail ausgeleuchtet, er brach es

Margarete Zimmermann:
*Die Literatur des
französischen Faschismus.
Untersuchung zum
Werk Pierre Drieu la
Rochelles, 1917–1942,*
München 1979.

Günter Maschke:
*Die schöne Geste des
Untergangs,* in: ders.:
Das bewaffnete Wort,
Wien und Leipzig 1997.



*Percy Wyndham Lewis:
Composition, 1913*



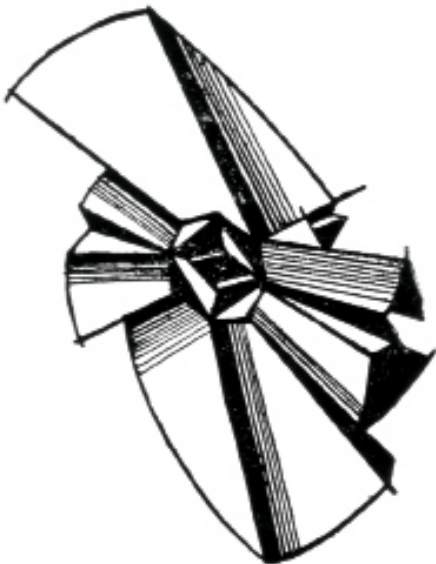
*Percy Wyndham Lewis:
Illustration zu Akt I von Shakespeares
Timon of Athens, 1913*



Blast Nr. 1, 1914



Typographisch wegweisende
Beispielseite aus Blast, Nr. 1



Frontispiz in Blast Nr. 1, 1914

Vortizismus (1914 bis 1920)

Ab 1913 formierte sich in London um Ezra Pound, Percy Wyndham Lewis und Henri Gaudier-Brzeska eine Künstlergruppe. Sie kreierte eine eigentümliche Kunstform, für die Pound und Lewis den Namen Vortizismus (*vorticism*) prägten, und erstellte zwei Ausgaben der programmatischen Zeitschrift *Blast* (Sprengladung). Der Erste Weltkrieg zerstreute die Gruppe. Lewis verkündete 1920 das offizielle Ende des Vortizismus.

Vortex (lat.) bedeutet Wirbel. Die Vortizisten waren neben den Kubisten die einzige avantgardistische Gruppe, die sich schöpferisch auf eine spezifische Figur festlegte. Jedoch reichte der Vortex in seiner weltanschaulichen Bedeutung viel weiter: Er symbolisierte keineswegs eine ziellose Verausgabung, sondern das Gegenteil: die Konzentration von Kräften um einen gemeinsamen Mittelpunkt, eine Art »Schwingungsknoten« (Pound). Die Künstlergruppe habe ein solches Zentrum, jeder Künstler selbst und auch jedes einzelne Kunstwerk, dessen Vortex-Struktur in manchen Fällen offensichtlich sei. Pound sprach von einer »intensiven Kunst«, die in ihrem Zentrum stets große Ruhe ausstrahle und den Gestaltungswillen verdichte. Zu Recht verwarften sich deshalb die Vortizisten dagegen, der englische Ableger des anarchischen und expansiven italienischen Futurismus zu sein.



Percy Wyndham Lewis, Umschlag für Blast, Nr. 2 (war number), 1915



Dorothy Shakespear, Umschlag für Ezra Pounds Ripostes, 1915



*Edward Wadsworth:
Drydocked
for Scaling and
Painting, 1918*



*Christopher R.W. Nevinson:
Searchlights, um 1916*

ab, nachdem er den jede Avantgarde zerdrückenden Stabilisierungsprozeß des Dritten Reiches durchschaute. Seine Essays *Kunst und Staat* oder *Der neue Staat und die Intellektuellen*, seine Rede auf Stefan George und jene auf Marinetti mußten den Machthabern wie eine unverbesserliche Provokation vorkommen: Denn das Volk würde mit den Bennschen »Reibungsflächen«, seinem dorischen »Formwillen« und den expressionistischen »Ausdruckswelten« nichts anzufangen wissen, sondern in seinen intellektuelleren Teilen allenfalls in Verwirrung geraten. Was sich Benn von der formfordernden Erziehung des Menschengeschlechts versprach, ist an anderer Stelle ausgeführt (*Sezession* 14). Darüber hinaus war es vielleicht die jedem D'Annunzio und jedem Drieu la Rochelle abgehende Elendserfahrung als Amtsarzt (Benn) und als Spezialist für Seuchen in den Kolonien (Céline), die jeweils einen Rückfall in den traditionellen, überkommenen, literarischen Ton verhinderte – und gleichermaßen die Hoffnung nährte, daß dieses Massen-Elend durch den kalt konstruierten Stil des Faschismus beendet werden könnte.

Daß Benn sich mit seinem politischen Engagement geradezu verirrt, steht außer Frage: Er hat zeit seines Lebens die Autonomie des Künstlers und sein Doppelleben als Kunstschöpfer auf der einen und gesellschaftlicher Normalbürger auf der anderen Seite gegen jede Vereinnahmung verteidigt, und etwa Johannes R. Becher für dessen sozialistisches Engagement scharf angegriffen. Ganz im Gegensatz dazu trat ein anderer Lyriker, der innerhalb der Moderne neben Benn seinesgleichen sucht, bewußt in den Dienst der gesellschaftlichen Veränderung: Ezra Pound (1885–1972) bekannte sich stets zu jenen Richtungen der Avantgarde, die eine Trennung zwischen »Kunst« und »Leben« aufzuheben bestrebt waren. Seine *Cantos* etwa sind Montage-Gedichte, die alle Aspekte des modernen Lebens und der Geschichte integrieren und auf eine bestimmte weltanschauliche Richtung hin verdichten. Gegenstand ausufernder Untersuchungen sind seine *Usura-Cantos*, in denen er gegen den Zins, den Wucher (lat. *usura*) anschrieb und sich als Anhänger der Freigeld-Lehre Silvio Gesells offenbarte.

Ezra Pound, der im faschistischen Italien Mussolinis und in der Nähe der Macht lebte, sah neben dem skurril anmutenden Kampf gegen den Wucher vor allem eine wichtige Aufgabe: die erneute Anerkennung des Künstlers durch die Gesellschaft. Er träumte von einer wirklichen Herrschaft der Kunst und war überzeugt, daß der Faschismus mehr als andere Systeme die Künstler schätzte und würdigte. Pound hielt Mussolini für einen politischen Künstler und sah etwa in der Massenformung eine Inspiration durch avantgardistische Strömungen. Außerdem hatte er sich mit dem Futurismus in seiner Londoner Zeit früh und auf besondere Weise fruchtbar auseinandergesetzt: Inspiriert von Marinettis Auftritten und seinem neuen Stil der lauten Weltanschauungskunst hatte Pound gemeinsam mit Percy Wyndham Lewis und Henri Gaudier-Brzeska die eigentümliche Kunstform des Vortizismus entwickelt (siehe Bildteil). Neben der vom italienisch-romanischen Futurismus deutlich unterschiedenen, intensiven Kunst der Vortizisten ist vor allem erhellend, wer sich um diesen avantgardistischen Knotenpunkt sammelte. In der Gruppenzeitschrift *Blast* veröffentlichte unter anderem der Lyriker T.S. Eliot (1888–1965) erste Gedichte. Pound redigierte später dessen Langgedicht *The Waste Land* (dt. *Das öde Land*), das als eine der zentralen Dichtungen der Moderne gilt. Eliot sympathisierte zwischen den Kriegen ebenso mit dem Faschismus und dem Nationalsozialismus wie William Butler Yeats (1865–1939), der den irischen Nationalismus und seine faschistische Variante in Gestalt von General O'Duffy und dessen Blauhemden unterstützte und sogar Marschlieder für diese Bewegung verfaßte. Und zuletzt ist D.H. Lawrence zu nennen, dessen antidemokratisch-elitäre Einstellung und Macht-Philosophie einen deutlich wahrnehmbaren Niederschlag in seinem literarischen Schaffen fanden.

Was diese fünf Größen der angelsächsischen Literatur – Yeats erhielt 1923, Eliot 1948 den Nobelpreis – in Sympathie zum Faschismus brachte, ist oben angedeutet. Er stellte sich überhaupt bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht als totalitäre – und das heißt immer: ausgrenzende und ausmerzende – Bedrohung dar, sondern als attraktive Alternative zur (gescheiterten) Demokratie: attraktiv jedenfalls für Künstler aufgrund seines hierarchischen Ordnungsentwurfs und annehmbar, weil er im Gegensatz zum russischen Bolschewismus den Massenmord noch nicht begangen hatte.

Götz Kubitschek: *Gottfried Benn – Versuch über einen Faschisten*, in: *Sezession* 14, Oktober 2006.

Till Kinzel: *Autorenportrait Ezra Pound*, in: *Sezession* 19, Schnellroda 2007.

Karin Orchard (Hrsg.): *Blast. Vortizismus – Die erste Avantgarde in England 1914–1918*, Hannover 1996.

Faschismus – außereuropäisch

von Josef Schußlburner

Die Frage, ob der Faschismus *per definitionem* zeitlich beschränkt und europäisch war, gilt als unbequem. Denn bei Einbeziehung außereuropäischer Gebiete erhält der Faschismusbegriff, der über die nach Selbstdefinition faschistischen Bewegungen hinausgeht, einen neuen Aspekt: Wer den als äußerst verdammenswert angesehenen europäischen Faschismus vor Augen hat, möchte nur ungern sehen, daß die positiv bewerteten anti-kolonialistischen Unabhängigkeitsbewegungen ein strukturell ähnliches Anliegen vertraten. Hatte nicht der »antiwestliche Revolutionär Goebbels« ein deutsches Bündnis auf seiten der kolonialiserten Völker angestrebt, da diese nämlich »für ihre Freiheit nicht unter dem Rufe: ›es lebe die dritte Internationale!‹ kämpften«, »sondern unter dem Rufe ›China den Chinesen!‹? Selbst Hitler erkannte eine Ähnlichkeit mit diesem »Freiheitskampf«, distanzierte sich aber etwa am 24. Mai 1930 mit einem rassistischen Argument, was zeigt, daß der Rassismus auch die Funktion hatte, NS-Deutschland im westlichen Wertebereich zu halten.

Das trotz NS-Rassismus errichtete deutsche Bündnis mit dem andersrassigen Japan erzeugte für die »Bewältigung« das Bedürfnis, den »Faschismus« auszuweiten, weil »der japanische Fall« zeige, »daß der herkömmliche Faschismusbegriff nicht ausreicht« (Hans Martin Krämer). Will man jedoch das Kaiserreich Japan als »faschistisches Regime« begreifen, kann man nur den Fehlschlag eines Konzepts konstatieren. Sicherlich gab es etwa mit der »Shōwa Kenkyūkai« eine faschistische Bewegung, und es dürfte vertretbar sein, in der modernen Kunst dieses Landes eine faschistische Ästhetik festzustellen; politisch konnten sich derartige Strömungen aber nicht durchsetzen. Kita Ikki, der als intellektueller Faschist galt, wurde im Zusammenhang mit der Niederschlagung eines Umsturzversuchs hingerichtet. Sicherlich galt auch für Japan, daß faschistisches Gedankengut »Teil eines ideologischen Kontinuums« darstellte, »das von liberalen und sozialistischen bis zu neokonservativen und faschistischen Vorstellungen reicht«

Ulrich Höver: *Joseph Goebbels. Ein nationaler Sozialist*, Bonn und Berlin 1992.

(Stefan Vogt), wobei gerade die Übergänge zwischen sozialistischen und faschistischen Ideologien« fließend waren. Der maßgebliche »Militarismus« wies ideologisch zahlreiche kommunistische Konvertiten auf. Als »faschistisch« kann man auch die Argumentation der Heerführer Kanji Ishihara und Seishiro Itagaki bezeichnen, die 1931 den Mandschurei-Zwischenfall inszenierten: »Vom Standpunkt des internationalen Proletariats, der die Angleichung des nationalen Reichtums fordert, kann die grundlegende Lösung nicht innerhalb der bestehenden Grenzen des von Natur aus armen Japan gefunden werden, das den Lebensunterhalt für das Volk insgesamt sicherstellen muß.« Kita meinte, daß dieselben Argumente, die die Sozialisten für die Vermögensumverteilung im Inneren anführen, auch außenpolitisch angeführt werden müßten, und es könne nicht angehen, daß Großbritannien riesige Teile der Welt beherrsche und sich mittels Friedenspropaganda der internationalen Umverteilung widersetze.

Dies führt zum gemeinsamen Ausgangspunkt von Antikolonialismus und Faschismus im System von Kolonialherrschaft und internationaler Hegemonie, das die später so bezeichneten liberalen Demokratien des Westens in weiten Teilen der Welt primär aus »kapitalistischem« Interesse errichtet hatten. Dieses System war aus wirtschaftlichen Motiven dem liberalen Fortschritt verpflichtet, geriet aber ideologisch in die Defensive, als sich in West-Europa selbst eine Verschmelzung von Liberalismus und Demokratie ergab. Eine solche Entwicklung konnte in den Kolonialgebieten zur Vermeidung der Unabhängigkeit nicht ohne weiteres nachvollzogen werden. Ideologisch mußten die Unabhängigkeitsbestrebungen den Demokratiedanken gegen die liberal-kapitalistische Herrschaftsbegründung ins Spiel bringen, was den besonderen Nationalismus als Form eines antiliberalen Demokratismus erklärt. Da sich der Nationalismus gegen eine liberal-kapitalistische Herrschaftsbegründung wandte, tendierte der Nationalismus zur Kehrseite des antiliberalen Sozialismus, oder anders ausgedrückt: der Sozialismus trat in den Dienst der Zielsetzungen des Nationalismus. Dieser bekam notwendigerweise rassistische Züge, weil die Herrschaftsbegründung der westlichen Demokratien in den Kolonialgebieten mit zunehmender Demokratisierung im »Mutterland« zumindest einem kulturellen Rassismus folgen mußte: Nur so konnte man etwa Indien den Dominion-Status verweigern, den Kanada bekam. Dies führte umgekehrt zum Aufgreifen rassistischer Tendenzen in den Unabhängigkeitsbewegungen, was etwa den chinesischen Marxisten Li Ta-chao argumentieren ließ, daß sich in weltweiter Sicht der Klassenkampf in einen Rassenkampf verwandelt habe.

Um dem kolonialen Herrschaftsmuster des *divide et impera* effektiv entgegentreten zu können, schien die nationale politische Einheitsbewegung notwendig, die im Zweifel auf eine maßgebliche Führerfigur ausgerichtet war. Da die Herrschaft des europäischen Liberalismus letztlich durch militärtechnischen Fortschritt abgesichert wurde, war die Pflege einer militaristischen Haltung naheliegend, mit der man die technischen Vorteile der westlichen Mächte zu kompensieren suchte. In einer kolonialen Situation fanden sich nicht nur die formellen Kolonien, sondern auch Halbkolonien wie China und die der Interventionshegemonie unterworfenen Länder Lateinamerikas. Zuletzt konnten auch Staaten, die sich wie Japan und Italien als machtpolitisch unterprivilegiert ansahen, als Kolonien betrachten – und damit auch das einem nach kolonialem Herrschaftsmuster gestrickten Ausplünderungsvertrag unterworfenen Deutschland.

Zugunsten der antikolonialistischen Bewegungen kann angeführt werden, daß die demokratiethoretisch gebotene Unabhängigkeit mitnichten eine ausgemachte Sache war. Noch die Atlantikcharta von 1941 war so formuliert, daß sie nicht zugunsten der dem britischen Empire unterworfenen Gebiete in Anspruch genommen werden konnte. Zur Verhinderung der Unabhängigkeitsbestrebungen wies die Kolonialherrschaft des liberalen Großbritanniens noch Mitte des 20. Jahrhunderts Strukturen auf, die für das zaristische Rußland des 19. Jahrhunderts kennzeichnend gewesen waren.

Das faschistische Potential, das in den außereuropäischen Staaten vorhanden war, zeigte sich etwa in den kommunistischen Unabhängigkeitsbewegungen, und die daraus hervorgegangenen sozialistischen Regime müssen als »jeweils stark geprägt vom Nationalismus« (Jean-Louis Margolin) gekennzeichnet werden. Mao Tse-tung verstand sich von An-

Fujita Shozo: *Die ideologischen Konversionen um 1933*, in: Nishikawa Masao und Miyachi Masato (Hrsg.): *Japan zwischen den Kriegen. Eine Auswahl japanischer Forschungen zu Faschismus und Ultrationalismus*, Hamburg 1990, S. 379 ff.

Christopher Thorne: *The Issue of War, States, Societies, and the Far Eastern Conflict of 1941–1945*, New York 1985.

Der Faschist als Patriot;
Ersttagsbrief der indischen
Staatspost zum 25.
Jahrestag der Ausrufung
eines unabhängigen
indischen Staates durch
Subhas Chandra Bose



Guido Mühlemann:
Chinas Experimente mit
westlichen Staatsideen.
Eine rechtshistorische
und zeitgeschichtliche
Untersuchung zur
chinesischen Rezeption
europäischer Staatsideen,
Zürich, 2006.

A. James Gregor/
Maria Hsia
Chang: *Nazionalfascismo
and the Revolutionary
Nationalism of Sun Yat-
sen*, in: *Journal of Asian
Studies*, 1979, S. 21 ff.

Amitav Ghosh: *Indiens
vergessene Armee*, in:
Lettre International, Heft
38 (Herbst 1997), S. 58 ff.

fang an als chinesischer Nationalist, durchaus in dem »faschistischen« Sinne seines Ethiklehrers Yang Chang-chi, der die Nation als organische Größe analog zu einer natürlichen Person verstand. Stalin sollte Mao daher vorwerfen, kein wirklicher Marxist zu sein, da er die elementarsten Bestandteile der marxistischen Wahrheiten nicht begriffen hätte. Der Maoismus und vergleichbare Drittweltsozialismen wurden aber schon durch Lenin angelegt. Dieser war im Interesse seiner Machtstrategie sogar bereit, das *Kommunistische Manifest* umzuschreiben: »Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker vereinigt euch!«, sollte es heißen. Bei dieser flexiblen Ausweitung des Marxismus, die auf eine gewissermaßen faschistische Umdeutung insbesondere der pro-europäisch, arischen Fortschrittsdoktrin des klassischen Sozialismus hinauslief, spielte das Industrieproletariat dann nur noch eine untergeordnete Rolle. Wie im Faschismus ging die progressive Rolle auf die Nation über.

In einer explizierten und nicht nur strukturellen Weise trat das faschistische Potential in China bei der Konkurrenzorganisation der KP, der Guomindang, hervor. Dessen Jugendorganisation, die »Blauhemden«, hielten das Führerprinzip für wesentlich zur Durchsetzung nationalistischer Ziele und sehnten sich deshalb nach »Chinas Mussolini und Chinas Hitler«. Ideologisch führt dies auf den prä-faschistischen Nationalismus des Revolutionärs Sun Yat-sen zurück, die für alle politischen Strömungen des modernen China maßgebende Figur. Sun Yat-sen hielt den revolutionären Nationalismus für eine essentielle Voraussetzung des Überlebens Chinas, dessen Niedergang er darauf zurückführte, daß China schon in der Frühzeit den nationalen Gedanken zugunsten des Kosmopolitismus aufgegeben habe und daher leicht Opfer des europäischen Universalismus in Form der indirekten Kolonialherrschaft hatte werden können. Ideologisch wurden die durch den revolutionären Nationalismus von Sun Yat-sen angelegten und unzweifelhaft vorhandenen faschistischen Charakteristika der Guomindang-Herrschaft im Interesse eines Bündnisses mit den USA heruntergespielt, wofür man den faschistischen Charakter des zeitgenössischen Japan betonen mußte.

In ähnlicher Weise trifft dies nach dem Zweiten Weltkrieg für zahlreiche sozialistische Regime der Dritten Welt zu, die sich machtpolitisch an die antifaschistische Sowjetunion anlehnten. Das verbot die offene Bezugnahme auf den Faschismus der dreißiger Jahre, obwohl strukturell bedingt die aus einer die europäische Moderne nachahmenden Massenbewegung und der modernistischen Zielsetzung hervorgegangenen Einparteiensysteme Afrikas mit ihren Führern eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit dem europäischen Faschismus aufwiesen. Auch diese glaubten mit dem Einparteiensystem Kräfte bündeln zu können, um beschleunigt die westeuropäische Entwicklung nachzuvollziehen. Mit Hilfe der Machtbefugnisse der Einparteiendiktatur wollte man im Interesse des *nation building* die soziale Basis des Separatismus eliminieren.

Das faschistische Potential, das den Unabhängigkeitsbewegungen strukturell vorgegeben war, mußte sich natürlich nicht in einer faschistischen Weise realisieren. Dies kann vor allem an der ältesten dieser Unabhängigkeitsbewegungen, nämlich der indischen Kongreßbewegung aufgezeigt werden, für die maßgeblich Mahatma Gandhi und Jawaharlal

Nehru stehen. Dieser Bewegung kann sicherlich kein Faschismus vorgeworfen werden. Allerdings konnte deren Ziel zum Glück für das demokratische Indien in der relativ friedlichen Weise nur deshalb erreicht werden, weil mit der Indian National Army unter Führung von Subhash Chandra Bose gewissermaßen eine faschistische Option bestand. Die aus Kriegsgefangenen indischer Abstammung mit Japans Hilfe gebildete Armee mag aus der Erinnerung weitgehend verdrängt sein: Nichts hat aber die Engländer von der Unvermeidbarkeit der indischen Unabhängigkeit so überzeugt wie die mit Meuterei einhergehende Verbrüderung zwischen dieser Armee und den Angehörigen der britischen Streitkräfte indischer Abstammung unmittelbar nach Ende des Krieges. Die Verdienste des Netaji (Führer) Bose für das demokratische Indien sind derart anerkannt, daß ihn die deutsche Bewältigung trotz seines Bündnisses mit NS-Deutschland und der Bildung der zur SS gehörenden »Legion Freies Indien« in der Regel nicht als Faschisten einstufen will. Dies erscheint deshalb befremdlich, da der Sozialist Bose durchaus eine autoritäre Synthese aus Faschismus und Kommunismus zumindest als Übergangslösung für ein unabhängiges Indien anstrebte.

Tobias Delfs: *Hindu-Nationalismus und europäischer Faschismus. Vergleich, Transfer- und Beziehungsgeschichte*, Bonn 2009.

Die bundesdeutsche Bewältigung will den Faschismus stattdessen beim Hindu-Nationalismus erkennen. Da dessen maßgebliche Partei, die Bharatiya Janata Party (BJP), zwischen 1998 und 2004 unter Premierminister Atal Bihari Vajpayee die indische Regierung gestellt hat, wäre demnach die »größte Demokratie der Welt« zumindest proto-faschistisch regiert worden. Der Hindu-Nationalismus ist jedoch ein ähnliches Phänomen wie der Islamismus. Der Islamismus, der eine Religionsgemeinschaft zu einer nationenartigen Größe zu machen versucht, ist aus dem Fehlschlag des arabischen (Pan-)Nationalismus hervorgegangen, der insbesondere in der Variante der syrisch-irakischen Baath-Partei durchaus als faschistisch beschrieben werden kann.

Horst Mahr: *Die Baath-Partei. Portrait einer panarabischen Bewegung*, München 1971.

Eine Ähnlichkeit des Islamismus mit Faschismus besteht im Sinn von Ernst Noltes These, daß nach Faschismus und Kommunismus der Islamismus die dritte Widerstandsbewegung gegen den westlichen Liberalismus darstellt. In ähnlicher Weise ist der teilweise als spezifisch indische Reaktion auf den Islamismus entstandene Hindu-Nationalismus, der auch Ursprünge in der gegen westliche Herrschaft gerichteten indischen Unabhängigkeitsbewegung hat, eine Antwort auf die Problematik der Übertragung des europäischen Nationenkonzepts auf Indien. Da dieses als Argument für Separatismus gebraucht werden könnte, fühlt sich der gesamtindische Nationalismus veranlaßt, letztlich einer religiösen Größe den Charakter der Nation zuzuschreiben (ähnlich wie dies die »Europäer« mit Europa tun wollen). Mit dem historischen Faschismus weist dieses Ideologem allenfalls eine »entfernte Verwandtschaft« (Wolfgang Schivelbusch) auf, so wie man auch sagen kann, daß ein derartiges Verhältnis von Faschismus und US-amerikanischem New Deal bestanden hatte.

Cristian R.F.J.M. Buchrucker: *Nationalismus, Faschismus und Peronismus 1927–1955. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Ideen in Argentinien*, Berlin 1982.

Als allenfalls »entfernt verwandt« sind aus anderen Gründen alle süd-amerikanischen Bewegungen wie etwa der Peronismus einzustufen, denen die sozialistische Konkurrenz häufig Faschismus vorgeworfen hat. Diese Bewegungen sind zu sehr vom vorfaschistischen Ur-Liberalismus geprägt, der – von den Problemen dieses Subkontinents eingeholt – die Form des autoritären »Positivismus« angenommen hat. Dieser Positivismus hat, etwa über den revolutionär auch in Südamerika aktiven Garibaldi, sogar auf den italienischen Faschismus eingewirkt: Mussolini verdankt seinen spanischen Vornamen einem Vertreter dieser Richtung, nämlich dem mexikanischen Präsidenten Benito Juárez. Mussolini selbst war diesem liberalen Präfaschismus Lateinamerikas durchaus verpflichtet: So ließ er das maßgebliche Werk von Laureano Vallenilla Lanz *Cesarismo democrático* unter größten Ehren ins Italienische übersetzen. Das Werk war die ideologische Grundlage der von 1908 bis 1935 währenden liberalextremistischen Diktatur von Juan Vicente Gómez in Venezuela. Das Regime versuchte eine demokratische Fassade aufrechtzuerhalten, indem für zwei Perioden jeweils eine andere Person Präsident war, die aber dem als Oberbefehlshaber amtierenden Gómez gehorchte.

Die nachfolgenden Bewegungen Lateinamerikas, wie etwa der Peronismus, zeigten zwar auch Sympathien für den historischen Faschismus, bezogen sich aber meistens auf das spanische Franco-Regime, dem man bestenfalls vorwerfen kann, faschistische Elemente integriert zu haben, ohne doch genuin faschistisch gewesen zu sein.

Faschisten

Biographische Skizzen

Der Faschist schlechthin existiert nur in der Karikatur. In der Wirklichkeit gibt es ihn nicht. Das erklärt sich schon aus der Dramatik der Epoche, in der der Faschismus zur Geltung kam, aber auch aus der Internationalität dieses Phänomens. Es gab Faschisten, die in der Bewegung eine Kraft des Widerstandes sahen, gegen den Kommunismus vor allem, aber ebenso wichtig – und der Genese nach älter – war der Widerstand gegen die Dekadenz der bürgerlichen Welt. Das Kriegserlebnis hat deshalb für viele Faschisten eine ungleich wichtigere Rolle gespielt als die Oktoberrevolution, die Zahl hochdekorierter Soldaten in ihren Reihen fällt jedem Betrachter auf. In allen Faschismen spielte der Nationalismus eine Rolle, aber viele Faschisten betrachteten sich auch als »gute Europäer«. Einige sahen im Faschismus eine Möglichkeit, den egalisierenden Tendenzen entgegenzutreten, und andere betrachteten ihn als Variante des Sozialismus. Manche verstanden ihn als Revolte gegen die westliche Moderne, andere als Mittel, die Gesellschaft von den Resten des Ancien Régime zu befreien. Es gab unter den Faschisten Idealisten und Ideologen, Theoretiker und Praktiker, Technokraten und Schwärmer, Gemäßigte und Radikale, Verfechter der geistigen Freiheit und Anhänger des Terrors, Juden und Antisemiten. Daher ist für jede sachliche Beschäftigung mit dem Faschismus die Sichtung der Biographien von Faschisten entscheidend. Die hier vorgestellte Auswahl erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie konzentriert sich bewußt auf die »zweite Reihe«, nicht auf die bekannten Führergestalten, sondern auf einzelne, die man in gewissem Sinn als »typischer« betrachten kann.

AHIMEIR, ABBA (1897–1962), eigentlich Abba Shaul Geisiovich, Journalist und Politiker, entstammt einer jüdischen Familie in Rußland und erlebt schon als Kind antisemitische Ausschreitungen und Pogrome in seiner Heimat. Er schließt sich anfangs der zionistischen Linken an und sympathisiert mit dem

Bolschewismus. Allerdings beobachtet A. mit Besorgnis die nationalrussische Tendenz des sowjetischen Regimes und wendet sich schließlich ganz von der Idee des Sozialismus ab. Er studiert Philosophie in Wien und Lüttich und promoviert mit einer Arbeit über Spenglers *Untergang des Abendlandes*. 1924 übersiedelt er nach Palästina und arbeitet für verschiedene Zeitungen, für die Tageszeitung *Doar HaYom* schreibt er eine Kolumne mit dem Titel »Aus dem Notizbuch eines Faschisten«. Unter dem Eindruck der arabischen Angriffe auf jüdische Siedler erklärt A. den Nationalismus zur Lebensnotwendigkeit. Er versucht den »revisionistischen« Flügel der Zionisten für eine »maximalistische«, ausdrücklich an der Doktrin des italienischen Faschismus ausgerichtete, Neuorientierung zu gewinnen. 1930 umreißt er sein politisches Credo mit folgenden Worten: »Keine Partei, sondern einen Orden, eine Gruppe von Männern, die sich selbst dem großen Ziel weihen und opfern. Sie sind in allem eins, und ihr Privatleben und ihr Unterhalt sind Angelegenheit des Ordens. Eiserne Disziplin, Führerkult, Diktatur.« A.s Ziel ist faktisch die Vertreibung der Araber aus dem jüdischen Siedlungsgebiet und die Schaffung eines großisraelischen Staates. Um das Ziel zu erreichen, ist er bereit, sich mit allen antibritischen Kräften – dem faschistischen Italien wie dem nationalsozialistischen Deutschland – zu verbünden. Eine Haltung, die von anderen Revisionisten, etwa Wladimir Jabotinsky, unterstützt wird, die außerdem hoffen, daß die jüdische Position im Nahen Osten durch eine Massenauswanderung aus Europa gestärkt werde. A.s Maximalismus kann sich im revisionistischen Lager allerdings nicht durchsetzen, auch wenn er erheblichen Einfluß auf radikale Zionisten, vor allem die Untergrundbewegung *Irgun*, behält.

AGNOLI, JOHANNES (1925–2003), eigentlich Giovanni A., Politikwissenschaftler, beginnt seine Laufbahn als Aktivist des staatlichen Jugendverbandes der Ära Mussolini und



*Faschismus als
Idealismus; Aufmarsch
der Falange, 1931*

tritt nach dem Kollaps des Regimes auf die Seite der »Sozialrepublik« und ihres deutschen Verbündeten. Über die Waffen-SS meldet sich A. freiwillig zu einer Gebirgsjägerinheit der Wehrmacht, germanisiert seinen Namen zu »Johannes Aknoli« und nimmt an Kämpfen gegen Partisanen in Jugoslawien teil. Im Mai 1945 gerät er in britische Gefangenschaft und wird in das ägyptische Lager Moascar gebracht. Erst im Sommer 1948 entlassen, geht er nach Westdeutschland, lebt und arbeitet zunächst in Baden, bis er 1949 ein Kriegsteilnehmerstipendium erhält und in Tübingen ein Studium aufnehmen kann. Im Mai 1955 wird er deutscher Staatsbürger und reitalianisiert seinen Nachnamen gleichzeitig zu »Agnoli«. Er engagiert sich früh in der SPD, vor allem aber im Umfeld der »heimatlosen Linken« (Wolfgang Abendroth, später Ossip K. Flechtheim) und im SDS, was ihm 1961 den Parteiausschluss einbringt und in der Folge den Aufstieg zum Theoretiker der Außerparlamentarischen Opposition. 1972 erhält A. einen Lehrstuhl für Politikwissenschaft am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. Zu dem Zeitpunkt ist er längst eine bekannte Größe der radikalen Linken. Fünf Jahre zuvor hat er ein Buch mit dem Titel *Die Transformation der Demokratie* veröffentlicht, dessen Kern eine scharfe Abrechnung mit dem parlamentarischen System bildet, von dem A. behauptet, daß es lediglich der Maskierung von Kapitalinteressen diene, eine massentaugliche Fiktion, die jedenfalls mit »Demokratie« nichts zu tun habe und jederzeit den Übergang zu offenem Faschismus ermögliche. Damit verbindet A. eine grundsätzliche Legitimierung gewaltsamen Vorgehens gegen das System, wenngleich er davor zurückscheut, zum Bürgerkrieg aufzurufen. A. entwickelt später eine libertäre Deutung des Marxismus, muß sich aber von Gegnern vorhalten lassen, daß seine Auffassung über den Wert der »direkten Aktion« denen der *squadre* entspricht und die über das Wesen des Parlamentarismus eigentlich denjenigen von Pareto,

den man zu den Vordenkern des italienischen Faschismus rechnen kann.

BARDECHE, MAURICE (1907–1998), französischer Literaturwissenschaftler und politischer Aktivist. B. entstammt einer Familie der kleinen Bourgeoisie, aber schon früh zeigt sich seine ungewöhnliche Intelligenz und er durchläuft die Eliteschulen der Republik, 1928 schließt er als 13. von 29 die *Ecole normale supérieure* ab. Vier Jahre später beginnt er ein Studium der Literaturwissenschaft an der Sorbonne und wird 1940 mit einer Arbeit über Balzac promoviert. Politik interessiert ihn, aber seine Aufmerksamkeit gilt ihr nur phasenweise. So gehört B. zu den Intellektuellenkreisen der »Jungen Rechten«, reist mehrfach nach Spanien und sympathisiert mit der *Falange*. Zusammen mit seinem Schwager, Robert Brasillach, schreibt er eine Geschichte des Bürgerkriegs. Anders als Brasillach schließt er sich nach der Besetzung Frankreichs durch die Wehrmacht nicht der Kollaboration an. Das erklärt, warum er bei den Säuberungen ungeschoren bleibt, während Brasillach erschossen wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzt B. seine literaturwissenschaftlichen Arbeiten fort, wobei vor allem sein großes Buch über Stendhal allgemeine Anerkennung findet, gleichzeitig betreibt er die Rehabilitierung Brasillachs als Schriftsteller und betätigt sich als politischer Autor. Seine Pamphlete zur Verteidigung der Kollaboration und gegen das Nürnberger Tribunal erreichen hohe Auflagen. Dasselbe gilt nicht für die späteren Veröffentlichungen B.s, obwohl die von ihm herausgegebene Zeitschrift *Défense de l'Occident* eine entscheidende Bedeutung für die radikale Rechte der fünfziger und sechziger Jahre gewinnt. Seine Gegner irritiert B. dadurch, daß er einerseits ein sublimier Kopf von unbestreitbarer Bildung ist, andererseits ein Verfechter »krimineller Ideen« (für deren Verbreitung er mehrfach gerichtlich belangt und zu Gefängnisstrafen verurteilt wird), ein Gegner der Ideen von 1789, der jedes Jahr einen Kranz an

der Gedenkstätte der erschossenen Kommunisten niederlegt, und der letzte Intellektuelle, der sich offen als »Faschist« bezeichnet.

BOTTAI, GIUSEPPE (1895–1959),

italienischer Autor und Politiker. B. entstammt einer bürgerlichen Familie und wächst in liberaler Atmosphäre auf. Seine jungen Jahre sind von einer gewissen Ziellosigkeit bestimmt, die erst durch den Kriegsausbruch ein Ende findet. B. meldet sich freiwillig und gehört seit 1917 zum Eliteverband der *arditi*, gleichzeitig verstärkt sich sein Kontakt zur Szene der Futuristen. Erst die Erfahrung des »verlorenen Sieges« führt zur Politisierung im genaueren Sinn, bereits Ende August 1919 – wenige Monate nach deren Gründung – schließt er sich den *Fasci di Combattimento* an. Er übernimmt die Leitung des römischen Verbandes und gehört zu den Gegnern der gewalttätigen Squadristen. Nach Mussolinis Machtübernahme gründet er 1924 die Zeitschrift *Critica fascista*, die es sich zur Aufgabe macht, Fehlentwicklungen des Regimes aufzuzeigen: die Kontrolle der Kultur, die Bürokratisierung, den Machtmißbrauch durch Funktionsträger, die Mediokrität vieler Repräsentanten des PNF. In Reaktion darauf wird B. aus der Partei ausgeschlossen, allerdings kurze Zeit später wieder aufgenommen. Obwohl seine Vorbehalte gegenüber bestimmten Erscheinungen des Regimes und sein Eintreten für die geistige Freiheit bekannt sind, macht er in den nächsten Jahren Karriere. Zwischen 1926 und 1932 amtiert er zuerst als Staatssekretär, dann als Minister für das Korporativwesen. Doch zieht er sich in dieser Zeit die Gegnerschaft einflußreicher Industrieller zu, die im Korporativismus die Gefahr sahen, daß der Faschismus »nach links« driftet. B. verliert sein Amt, wird mit kleineren Posten abgefunden, hat aber als Gouverneur von Rom maßgeblichen Einfluß auf die repräsentative Umgestaltung der Hauptstadt. Bei Beginn des Abessinienfeldzugs meldet B. sich erneut freiwillig, weil er hofft, daß dieser Krieg helfen könne, die Gewalttätigkeit des Faschismus zu kanalisieren und dann seine Energie auf die Organisation und Entwicklung eines modernen Gemeinwesens zu richten. B. wird nach seiner Rückkehr Erziehungsminister und leitet eine Schulreform ein. Obwohl er zu den Gegnern des Kriegseintritts gehört, meldet er sich erneut zum Militärdienst und tut als Frontoffizier in Griechenland Dienst. Zu diesem Zeitpunkt müssen seine Zweifel an der Entwicklung des Faschismus schon erheblich gewesen sein. Im Februar 1943 verliert er sein Ministeramt, wenige Monate später gehört er zum Kreis derjenigen, die im Großrat der Partei die Absetzung Mussolinis beschließen. Er wird daraufhin zum Tode verurteilt und überlebt nur im Schutz des Vatikans. In diese Zeit fällt eine religiöse Krise, an deren Ende sich B. endgültig dem Katholizismus zuwendet. Nach der Besetzung Roms durch die Alliierten wird in deren Auftrag nach ihm gesucht, er tritt unter falschem Namen in die Fremdenlegion ein und nimmt an den letzten Kämpfen in Italien, Frankreich und Deutschland teil, um, wie er in einem

Brief an seine Familie erklärt, für den »Mangel an Urteilskraft und moralischer Stärke, der mich daran hinderte, der Degeneration des Faschismus wirksamen Widerstand zu leisten, Buße zu tun«. Erst im Sommer 1948 kehrt B. nach Italien zurück, gründet die Zeitschrift *ABC*, die in vielem der *Critica fascista* ähnelt und das Ziel hat, eine Plattform für Sozialisten, Bürgerliche und Christen zu bilden, von der Linken als »Trojanisches Pferd«, von den Neofaschisten als fortgesetzter Verrat angefeindet.

DARNAND, JOSEPH (1897–1945),

französischer Politiker und Unternehmer, entstammt einer strenggläubigen katholischen Familie, Freiwilliger im Ersten Weltkrieg, hoch dekoriert, kehrt erst 1921 in das Zivilleben zurück und gründet eine erfolgreiche Spedition in Nizza, schließt sich der *Action française* an, verläßt sie aber Ende der zwanziger Jahre wegen ihres Attentismus, wird Mitglied in verschiedenen Gruppierungen der radikalen Rechten, zum Schluß in der Untergrundorganisation *Cagoule*; wegen seiner Verwicklung in einen Waffentransport, der der Vorbereitung eines Putschs gedient haben soll, verhaftet man D. 1938 und verurteilt ihn zu sechs Monaten Gefängnis. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs mobilisiert, führt er eine Sabotageeinheit und erhält die Rosette zum Kreuz der Ehrenlegion weil er den Leichnam eines gefallenen Freundes unter Lebensgefahr aus feindlichem Gebiet geborgen hat; D. erscheint als »Held« auf der Titelseite der Illustrierten *Paris Match*. Von der Wehrmacht gefangengenommen, flieht D. nach kurzer Zeit aus dem Lager und kommt nach Vichy. Er stellt sich Pétain zur Verfügung, verfolgt aber von Anfang an eigene politische Ziele, die über die übliche Vorstellung von »Kollaboration« hinausgehen. D. organisiert den paramilitärischen *Service d'ordre légionnaire* im nicht besetzten Teil Frankreichs. Er besucht zum ersten Mal Deutschland und ist sehr beeindruckt. Einem Freund gegenüber äußert er, daß man die Zusammenarbeit mit den eigentlich verhaßten *boches* nicht nur akzeptieren, sondern forcieren müsse: siegten die Alliierten, werde das alte Regime wiederkehren, siegten die Deutschen im Bündnis mit den Franzosen, bestehe Aussicht auf ein »faschistisches Europa«. 1943 wird der *Service* in die *Milice française* umgeformt, deren Generalsekretariat und faktische Führung D. übernimmt. Die *Milice* ähnelt in ihren Strukturen und ihrem Auftreten der deutschen SS, kooperiert auch mit ihr, etwa in bezug auf den Felddienst in der französischen Waffen-SS. Unter den sich verschärfenden Bedingungen des Krieges – und des Bürgerkriegs in Frankreich – ist die *Milice* vor allem Instrument des Terrors wie des Gegenterrors und unterstützt die Arbeit der Behörden bei der Deportation der französischen Juden. D.s Aufstieg zum Staatssekretär im Juni 1944 kommt schon kaum noch praktische Bedeutung zu. Mit einer großen Zahl von Milizionären überschreitet er schließlich die Grenze nach Deutschland und hält sich mit dem Rest des Vichy-Regimes in Sigmaringen

»Eurofaschismus«; Werbeplakat für flämische Freiwillige der Waffen-SS, 1942

auf. Er geht aber noch im April 1945 nach Norditalien, um an der Seite der letzten italienischen Verbände zu kämpfen. Britische Agenten nehmen D. fest und liefern ihn an die neue französische Regierung aus. Er wird erwartungsgemäß zum Tode verurteilt, weigert sich ein Gnadengesuch zu unterschreiben und stirbt am 10. Oktober des Jahres unter den Kugeln eines Pelotons.

LÉON DEGRELLE (1906–1994), belgischer Journalist, Politiker und Offizier der Waffen-SS. D. entstammt dem bürgerlichen katholischen Milieu und beginnt seine Laufbahn als Journalist der kirchlich orientierten Presse. Bereits in jungen Jahren übernimmt er die Leitung der *Editions Rex*, eines katholischen Verlagshauses (der Name leitet sich von »Christus Rex« her) in Brüssel, dem er eine radikalere Ausrichtung gibt, was ihn prompt in Konflikt mit dem Klerus bringt. Unter dem Einfluß der auch in Belgien verbreiteten Schriften von Charles Maurras und der Ideen der *Action française* bekämpft D. die kompromißbereite Haltung der wallonischen Kirchenführung und der katholischen Volkspartei. Die krisenhafte Entwicklung der dreißiger Jahre, die auch vom Erstarken des flämischen Nationalismus gekennzeichnet ist, nutzt D., um seine Anhängerschaft 1935 im *Mouvement National Rexiste* zu organisieren. Die Rexisten bilden eine militante katholische Bewegung, die mit autoritären Ideen sympathisiert, aber nicht im eigentlichen Sinn faschistisch ist. Das ändert sich erst unter dem Eindruck der deutschen Besetzung Belgiens 1940, die D. als Urteil über den bisherigen Staat empfindet. Bis dahin hat er einen konsequenten Neutralismus empfohlen. Trotzdem wird er vor Beginn der Feindseligkeiten als potentieller Hochverräter über die Grenze nach Frankreich gebracht, verhaftet, von der Geheimpolizei verhört und gefoltert. Nach seiner Rückkehr entschließt sich D. zur Kollaboration, nicht aus Kalkül, sondern weil er der Überzeugung ist, daß das »Abendland« nur eine Zukunft habe in einem starken, antikommunistischen und gegen die angelsächsischen Mächte abgeschlossenen Staatenbund unter deutscher Führung. Gewisse Vorbehalte gegenüber Hitler schwinden und machen rückhaltloser Bewunderung Platz. D. formt die rexistische Bewegung endgültig in eine faschistische Partei um. Gleichzeitig bietet er der deutschen Führung militärische Hilfe im Kampf gegen die Sowjetunion an, in der Hoffnung, so Belgien beziehungsweise einem »burgundischen«



Zukunftsstaat mehr Selbständigkeit in Hitlers »Neuem Europa« zu garantieren. Unter seiner politischen – nicht militärischen – Führung entsteht die SS-Sturmbrigade »Wallonien«, später 28. SS-Freiwilligen-Panzer Grenadier-Division »Wallonien«. Degrelle wird mit dem Eisernen Kreuz beider Klassen, dem Ritterkreuz und dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet, er erhält den Rang eines Standartenführers der Waffen-SS. 1945 flieht er nach Spanien und erhält dort Asyl angesichts der drohenden Auslieferung und Verurteilung in Belgien. Er baut sich eine neue Existenz als Geschäftsmann auf, tritt aber auch regelmäßig mit politischen Stellungnahmen hervor, in denen er seine Handlungen während der Kriegszeit ausdrücklich rechtfertigt.

FARINACCI, ROBERTO (1892–1945), italienischer Politiker; F. wächst in einfachen Verhältnissen auf und verläßt früh die Schule, nimmt eine Beschäftigung bei den italienischen Staatsbahnen an und arbeitet in Gewerkschaft und sozialistischer Partei mit. Allerdings gehört er zu den »Interventionisten«, meldet sich 1915 freiwillig zur Armee und bricht nach dem Krieg mit der Linken unter dem Eindruck ihres internationalistischen und pazifistischen Kurses. Er wechselt zu den *Fasci di Combattimento* und steigt binnen kurzem zum gefürchteten »Ras« von Cremona auf. Seine *squadre* überziehen die Region mit immer neuen Gewalttaten und terrorisieren jeden Gegner. Obwohl Mussolini F.s Roheit mit Skepsis sieht, macht er ihn nach dem »Marsch auf Rom« zum Generalsekretär des PNF. F. gilt Mitte der zwanziger Jahre als der zweite Mann des neuen Regimes. Dem jähen Aufstieg folgt aber ein ebenso jäher Sturz. Mussolini läßt F. 1926 seines Amtes entheben, was möglicherweise auch damit zu tun hat, daß der

*Vivere pericoloso; Malaparte
(links) im Duell mit dem
Journalisten Mario Carli*



die Mörder des Sozialisten Matteotti deckt, die man in der faschistischen Miliz vermutet. Für ein Jahrzehnt bleibt F. fern von jeder Macht. Er konzentriert sich in dieser Zeit vor allem auf seine Zeitung *Il regime fascista*, in der er auf tatsächliche oder vermeintliche Mißstände hinweist und immer drastische Abhilfe verlangt. Obwohl einige seiner Anschuldigungen wohl begründet sind, betrachtet Mussolini ihn als Störenfried. Die Situation ändert sich erst, nachdem F. im Abessinienfeldzug und in einem italienischen Freiwilligenkorps während des Spanischen Bürgerkriegs gedient hat. Mussolini nimmt ihn in den Großrat des Faschismus auf und ernennt ihn 1938 zum Minister. F. hat in dieser Zeit schon enge Kontakte zum NS-Regime in Deutschland und bewundert dessen Organisation. Er lernt Hitler ebenso wie Goebbels persönlich kennen und gehört zu den treibenden Kräften, die die Übernahme der antisemitischen Rassengesetze in Italien erreichen. F. gilt in den Reihen der faschistischen Parteispitze als Befürworter eines italienischen *nazismo*. Folgerichtig begrüßt er als einer der wenigen den Kriegseintritt an der Seite des Reiches. Nach Beginn des Konflikts betrachtet er die Bekämpfung der inneren Feinde als seine Hauptaufgabe. Schon einen Monat vor der Sitzung des Großrats am 25. Juli 1943, bei der Mussolini abgesetzt wird, hat er den *duce* gewarnt, aber kein Gehör gefunden. F. flieht nach Deutschland und kehrt erst nach Errichtung der »Republik von Salo« zurück. Im April 1945 wird er von Partisanen aufgegriffen und liquidiert.

FRANKE, HELMUT (1890– ?),
Seeoffizier während des Ersten Weltkriegs, dann Eintritt in die Brigade Ehrhardt, Beteiligung am Kapp-Putsch, trotzdem Übernahme in die Reichswehr, 1921 ausgeschieden auf eigenen Wunsch. Franke bezeichnete sich als »reiner Militarist« und »nationaler Anarchist«, seine Tätigkeit als Funktionär des »Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten« betrachtete er nur als Übergang, um einen Umsturz vorzubereiten. Bekannt geworden ist sein Konkurrenzprojekt zum Hitler-Putsch von 1923 – eine Militärdiktatur unter Führung des Chefs der Reichswehr, Hans

von Seeckt –, weil entsprechende Aufzeichnungen der linken Presse zugespielt und veröffentlicht werden. Ein Jahr später kann Franke die Stahlhelmführung davon überzeugen, die bis dahin recht biedere Bundeszeitung für die Köpfe der nationalrevolutionären Intelligenz zu öffnen. Franke zieht neben Franz Schauwecker und Werner Beumelburg auch den noch relativ unbekannt Ernst Jünger zur Mitarbeit für die Beilage *Standarte* heran, die kurze Zeit später in eine selbständige Monatsschrift überführt wird. Nach einem Verbot wegen republikfeindlicher Hetze verlassen Franke und Jünger die *Standarte* und gründen ohne Deckung durch den Stahlhelm die Zeitschrift *Arminius* als »Kampfblatt des neuen Nationalismus«, der allerdings auch nur ein kurzes Leben beschieden ist. F. gehört zu den ganz wenigen Vertretern der revolutionären Rechten in Deutschland, die sich explizit als »Faschisten« bezeichnen; er benutzt den Begriff allerdings im Sinn eines Sammelnamens für alle nationalistischen, antikommunistischen und antiliberalen Bewegungen. Eine Erfolgsaussicht für entsprechende Strömungen sieht er in Deutschland aber kaum, nachdem sich auch Hitler zu Legalität und Wahlbeteiligung entschlossen hat. F. geht Ende der zwanziger Jahre nach Südamerika und ist dort verschollen.

HEDILLA, MANUEL (1902–1970),
spanischer Gewerkschaftsführer und Politiker. H. entstammt einfachen Verhältnissen, wird zum Schiffsmechaniker ausgebildet und schließt sich der Arbeiterbewegung an. Allerdings nährt die Entwicklung der spanischen Linken Zweifel in ihm und 1934 geht er zu José Antonio Primo de Rivera über, der ihn beauftragt, die »nationalsyndikalistischen« Ideen der *Falange* weiterzuentwickeln. Im Frühjahr 1935 übernimmt H. die Leitung der Partei in der Provinz Santander, nach der Verhaftung und Liquidierung José Antonios durch die Republikaner die der Gesamtorganisation. H. gehört zu den ganz wenigen Führern der *Falange* im Aufstandsgebiet und es gelingt ihm, achtzigtausend Freiwillige für den Kampf zu mobilisieren. Aber seine Position ist in der Bewegung nicht unumstritten

und er steht dem Plan Francos im Weg, die *Falange* mit anderen Kräften des »nationalen Lagers« zusammenzuschließen; er verweigert sich vor allem der Absicht, die Karlisten in eine Sammlungsbewegung aufzunehmen. Infolgedessen kommt es zum Bruch mit Franco; H. erklärt öffentlich, daß die *Falange* der Schaffung der neuen Einheitspartei, die ihren Namen tragen soll, die Zustimmung verweigere und lehnt den Posten eines Generalsekretärs ab. Er versucht, sich Rückendeckung bei Hitler gegen den »reaktionären« Kurs zu verschaffen, aber vergeblich, es kommt zu scharfen Auseinandersetzungen in der *Falange* und schließlich wird H. auf Befehl Francos verhaftet, vor ein Militärgericht gestellt und zum Tod verurteilt. 1941 kassiert Franco das Urteil und verbannet H. auf die Balearen, 1947 darf er zurückkehren, sich aber nicht politisch betätigen. Nachdem der Diktator eine gewisse Liberalisierung in Aussicht stellt, kündigt H. 1968 an, eine Gruppierung innerhalb der Staatspartei zu bilden. Dazu kommt es aber nicht mehr, obwohl H. von einigen Jungfalangisten als Vertreter der »reinen Lehre« betrachtet wird; ihnen entgegnet er resigniert: »Franco hat die *Falange* im April 1937 getötet. Es ist nicht möglich, einen Leichnam wiederzubeleben.«

MALAPARTE, CURZIO (1898–1957), eigentlich Kurt Erich Suckert, schließt sich nach Kriegsausbruch 1914 einem italienischen Freiwilligenverband – der »Legion Garibaldi« – an, um auf französischer Seite gegen die Mittelmächte zu kämpfen, 1915 Übertritt in die italienische Armee, mehrfach wegen Tapferkeit ausgezeichnet. Nach Kriegsende schlägt M. eine diplomatische Laufbahn ein, wird nach Warschau entsandt. Er ist fasziniert von der »großen Welt«, wird seinem Ruf als Frauenheld gerecht und mehrfach in Duelle verwickelt. Nach Italien zurückgekehrt, schließt er sich avantgardistischen Zirkeln an und propagiert eine proletarische Revolution. 1922 tritt M. der faschistischen Partei bei, schreibt eine Theorie des »nationalen Syndikalismus« und interpretiert die Bewegung als Widerstand gegen die Moderne. Nach dem »Marsch auf Rom« wird M. Politischer Generalinspekteur des PNF, kritisiert aber notorisch dessen Kurs, den er als opportunistisch und liberal empfindet. Erst die Errichtung des »totalen Staates« findet seine Zustimmung. 1929 reist M. in die Sowjetunion und ist beeindruckt von den Methoden der Planwirtschaft und der bolschewistischen Politik. In der Konsequenz veröffentlicht er sein Buch *Staatsstreich*, in dem er unter anderem das Scheitern Hitlers voraussagt. Dann wird ihm seine Beteiligung an verschiedenen Intrigen in der Führung der Partei zum Verhängnis. Im Januar 1931 verliert M. alle Ämter, wird später auch inhaftiert und auf die Insel Lipari verbannt. 1936 von allen Anklagen freigesprochen, wendet sich M. wieder der Literatur und der Arbeit als Journalist zu. Am Zweiten Weltkrieg nimmt er als Kriegskorrespondent in Frankreich, Rußland und Finnland teil. 1944 erscheint die erste Ausgabe von *Kaputt*, die seine Kriegserlebnisse bi-

lanziert, in einem Europa, das zu einer »Familie von Feiglingen und Mördern« geworden ist. Angewidert von dem Versuch, die bürgerliche Vorkriegsordnung wiederherzustellen, beantragt M. nach dem Zusammenbruch des faschistischen Regimes seine Aufnahme in die Kommunistische Partei. Deren Führung stimmt zu, aber als M. seinen Mitgliedsausweis erhält, schickt er ihn zurück und geht zu einem scharfen Antikommunismus über. 1949 veröffentlicht er das Buch *Die Haut*, in dem er die Besetzung Neapels durch die Amerikaner beschreibt. 1957 reist er noch einmal in die Sowjetunion, dann in das maoistische China. Wieder neigt er zu einer positiven Einschätzung des Kommunismus an der Macht, stirbt aber kurz nach seiner Rückkehr in Italien.

SARFATTI, MARGHERITA (1880–1961), mit Geburtsnamen Grassini, entstammt einer reichen jüdischen Familie Venedigs und erhält eine außerordentlich sorgfältige Erziehung. Schon in jungen Jahren interessiert man sie für Philosophie, Kunst und Literatur, zeigt sie sich beeindruckt von Schopenhauer und Nietzsche und den Konzepten der Avantgarde. Früh hat sie Kontakt zu feministischen Zirkeln, setzt gegen den Willen der Eltern die Heirat mit einem wesentlich älteren Mann, dem Anwalt Cesare Sarfatti, durch und nimmt zur allgemeinen Überraschung nachhaltigen Einfluß auf ihren Ehemann. Der bricht mit seinen liberalen und zionistischen Ideen, schließt sich wie seine Frau der radikalen Linken an und unterstützt vor allem die sozialistische Partei. S. bringt kurz hintereinander zwei Söhne zur Welt, ohne daß sie das an ihrer Tätigkeit als Journalistin hindert. 1913 macht ihr Mann sie mit Mussolini, dem Direktor der Parteizeitung *Avanti*, bekannt, kurz darauf wird sie seine Geliebte. Obwohl sie sich vom *machismo* Mussolinis abgestoßen fühlt, ist die erotische Anziehungskraft außerordentlich, und S. duldet nicht nur die Ehe Mussolinis, sondern später auch dessen andere Affären. Sie akzeptiert seinen Radikalismus in der Vorkriegszeit ebenso wie den folgenden Bruch mit der Partei und die Schaffung der faschistischen Bewegung. Mehr noch: S. nimmt nachhaltigen Einfluß auf Mussolinis Entwicklung in der entscheidenden Phase zwischen 1919 und 1922, redigiert mit ihm gemeinsam die Leitartikel für die neue Zeitung *Popolo d'Italia*, macht ihn mit ihren Freunden aus dem Kreis der Futuristen bekannt, forciert die Klärung der ideologischen Prämissen und flößt ihm die Idee ein, durch Rückgriff auf das antike Rom einen neuen Mythos zu stiften. Mit S. zusammen gründet Mussolini die Zeitschrift *Gerarchia* – »Hierarchie«, in der sich zum ersten Mal das Ganze der faschistischen Ideologie niederschlägt. Die enge Beziehung bleibt auch nach dem »Marsch auf Rom« gewahrt, S. behält vor allem Einfluß auf die Pressearbeit. Allerdings verschieben sich die Machtverhältnisse in der Liaison. Mussolini ist immer weniger bereit, auf Ratschläge zu hören, S. neigt mehr und mehr zu unkritischer Bewunderung. Ihr 1925 zuerst in englischer Sprache erschienenes Buch *Dux* –

Faschismus als (Schein-) Pazifismus; Ansprache Mosleys bei einer Straßenkundgebung in London, Mai 1939



die erste Biographie Mussolinis – legt Zeugnis von dieser Distanzlosigkeit ab. Bis zum Beginn der dreißiger Jahre entfremdet sich das Paar und Mussolini wendet sich anderen Frauen und anderen Ideen zu. 1938 verläßt S. Italien, nachdem das faschistische Regime antisemitische Gesetze nach deutschem Muster eingeführt hat. Sie geht nach Argentinien und kehrt erst kurz vor ihrem Tod in die alte Heimat zurück.

OSWALD MOSLEY (1896–1980), britischer Politiker. M. entstammt einer adligen Familie anglo-irischen Ursprungs, er nimmt als Kavallerie-, dann als Luftwaffenoffizier am Ersten Weltkrieg teil, muß aber schon 1917 wegen einer Verwundung aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Er entschließt sich zu einer politischen Laufbahn und gewinnt ein Jahr später einen Unterhaussitz für die Konservativen. Im Parlament ist er der zweitjüngste Abgeordnete und erwirbt sich einen Ruf als glänzender Redner. Allerdings führt sein außerordentliches Selbstbewußtsein bald zu Konflikten mit der Partei und wegen seiner Kritik an der brutalen Irland-Politik bricht er mit den Konservativen, bleibt vorübergehend als Unabhängiger im Unterhaus und wechselt 1924 zu *Labour*, wo er sich prompt dem linken Flügel anschließt. Nach den Wahlen von 1929, die *Labour* gewinnt, hofft M. auf einen einflußreichen Kabinettsposten, sieht sich aber in ein Ministerium ohne Geschäftsbereich abgeschoben. Seine Vorschläge zur Lösung der Wirtschaftskrise, vor allem zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit, werden immer wieder abgelehnt. Daraufhin verläßt M. auch seine zweite politische Heimat und bildet 1931 aus seiner persönlichen Gefolgschaft die *New Party*, die allerdings vollkommen erfolglos bleibt. M. geht enttäuscht auf Reisen und besucht unter anderem Italien, wo er von Mussolini empfangen wird. Er zeigt sich sehr beeindruckt vom faschistischen Regime und entschließt sich, nach seiner Rückkehr in Großbritannien ähnliches aufzubauen. Im Herbst 1932 gründet er die *British Union of Fascists (BUF)*, die optisch als Kopie des italienischen Modells erscheint, allerdings eine Programmatik verfißt, die vor allem auf

die Erhaltung des Empire und die Schaffung eines geschlossenen Wirtschaftsraums zielt. M. begrüßt auch die Machtübernahme Hitlers, was mit allgemeinem Befremden quittiert wird und ihn viel an bürgerlicher Unterstützung kostet. Er orientiert sich daraufhin ganz offen am Nationalsozialismus und übernimmt auch dessen Antisemitismus; allerdings behält die *BUF* gleichzeitig eine prononciert linke Ausrichtung und hat auch nach den Rückschlägen von 1935/36 im Arbeiterviertel des Londoner East End eine starke Anhängerschaft. Bei Wahlen kommt sie aber über Achtungserfolge nicht hinaus. Die Situation spitzt sich zu, als der Konflikt zwischen Großbritannien und Deutschland eskaliert. Der von der *BUF* propagierte Isolationismus findet trotz der verbreiteten Friedenssehnsucht keinen Anklang, da die britischen Faschisten längst als »Fünfte Kolonne« Hitlers gelten. Obwohl Mosley ausdrücklich betont, daß seine Anhänger im Krieg ihrem Land gegen jeden Feind dienen werden, läßt ihn die Regierung im Mai 1940 inhaftieren und bis Kriegsende unter Hausarrest stellen. 1945 entlassen, wird M. von ehemaligen Gefolgsleuten überzeugt, eine neue Partei, das *Union Movement*, zu gründen, das in Abwandlung früherer Pläne den Aufbau einer »Nation Europa« propagiert, aber ohne jede Resonanz bleibt, 1951 übersiedelt er deshalb nach Irland, dann nach Paris. Ende der fünfziger Jahre kehrt M. noch einmal kurz zurück, nachdem der Ausbruch erster Rassenunruhen in Notting Hill die Chance zu eröffnen scheint, eine radikale »weiße« Bewegung zu schaffen. Aber auch mit diesem Projekt scheitert M., der sich daraufhin ins Privatleben zurückzieht.

VAN SEVEREN, JORIS (1894–1940), eigentlich Georges Van Severen, belgischer Politiker. S. entstammt einer angesehenen flämischen Familie, die sich dem tonangebenden walлонischen Bürgertum assimiliert hat. Er selbst zeigt allerdings schon in jungen Jahren Sympathie für die flämische Bewegung. Im Januar 1915 zum Militärdienst einberufen, verweigert S. lange Zeit die Beförderung zum Offizier, um seine Opposition gegenüber der belgischen Ar-

meeführung unter Beweis zu stellen, die die flämischen Rekruten als Kanonenfutter betrachtet. Erst auf Wunsch einiger Kameraden gibt er seinen Widerstand auf, gerät allerdings mehrfach in Konflikt mit seinen Vorgesetzten wegen offenen Eintretens für seine Landsleute; er wird zweimal inhaftiert und degradiert. Da die Regierung nach Ende des Krieges keines ihrer Versprechen im Hinblick auf die Besserstellung Flanderns einhält, schließt sich S. der *Frontpartij* an. Aus Enttäuschung über den Parlamentarismus radikalisiert sich seine Position aber rasch, und 1931 gründet er eine eigene Partei, den *Verbond van Dietse Nationaal-Solidaristen (Verdinaso)*, der sehr stark faschistische Züge aufweist. Mit anderen flämischen Gruppierungen teilt *Verdinaso* die Stoßrichtung gegen den belgischen Staat und die Ausrichtung an Katholizismus und Selbstbestimmung, was ihn unterscheidet, ist der Separatismus und die Idee eines neuen – »dietsen«, das heißt großniederländischen – Reiches. Diese eher völkische Orientierung gibt S. allerdings wenige Jahre später auf zugunsten der »burgundischen« Idee einer Föderation von Belgien, den Niederlanden, Luxemburg und Französisch-Flandern. Damit einher geht zunehmende Distanz zum Faschismus, dessen zentralistischen und totalitären Ideen S. immer skeptischer gegenübersteht. Bei Beginn des Zweiten Weltkriegs wendet er sich mit äußerster Schärfe gegen Hitlers Aggressionspolitik, wird aber trotzdem als potentieller Verräter in Haft genommen, über die französische Grenze geschafft und ohne Urteil liquidiert. Einige Funktionäre des *Verdinaso* entschließen sich nach der Besetzung Belgiens zur Kollaboration, andere bilden eine der ersten Partisanengruppen – *Dietse Eenheid* –, die den Kampf gegen die Deutschen fortsetzt.

O'DUFFY, EOIN (1892–1944), eigentlich Owen O., irischer Ingenieur, schließt sich frühzeitig der Unabhängigkeitsbewegung an, tritt 1917 in die Irisch-Republikanische Armee (IRA) ein und übernimmt 1921 deren Führung, nach Gründung des Irischen Freistaates auch das Kommando über die neu gebildete Polizeibehörde. Allerdings kommt es bald zu Konflikten mit der politischen Spitze. Einer der Gründe ist, daß O. die Linkstendenz in der IRA mißbilligt, deren Spitze sich sogar um Unterstützung Moskaus bemüht. 1933 wird er durch den Präsidenten der Republik, Eamon de Valera, seines Postens enthoben. O. resigniert aber nicht, sondern übernimmt die Leitung der *Army Comrades Association (ACA)*, ursprünglich ein Veteranenverband, der sich allmählich in eine antikommunistische Kampforganisation verwandelt. O. benennt die ACA in *National Guard* um, wegen der blauen Hemden, die die Angehörigen tragen, als *blueshirts* bezeichnet. Die *blueshirts* gewinnen rasch eine breite Anhängerschaft, der Stil ihres Auftretens wirkt ausgesprochen faschistisch. Allerdings orientiert O. sich – trotz unverhohlener Sympathie für Mussolini – in erster Linie an den Traditionen des irischen Nationalismus, der katholischen Soziallehre und

dem Gedanken der »Königsherrschaft Christi«. Nach Auseinandersetzungen um illegale Aufmärsche wird die *National Guard* verboten. O. bildet daraufhin die Partei *Fine Gael*, die sich aber rasch gegen seine radikaleren Vorstellungen wendet; die daraufhin gegründete *Fascist National Corporate Party* (wegen ihrer Uniformhemden: *greenshirts*) ist ein Mißerfolg. Von den politischen Tageskämpfen enttäuscht, formiert O. nach Beginn des Spanischen Bürgerkriegs einen Freiwilligenverband – die Irische Brigade – aus den Reihen von Blau- und Grünhemden und nimmt mit etwa siebenhundert Mann auf der Seite Francos an den Kämpfen teil. Der Einsatz dauert allerdings nur ein halbes Jahr, und O.s Rückkehr nach Irland bedeutet faktisch das Ende seiner Laufbahn. Sein Angebot, nach Beginn des Rußlandfeldzugs eine »Grüne Division« zur Unterstützung Deutschlands zu rekrutieren, wird in Berlin dankend abgelehnt. Er stirbt noch vor Ende des Krieges; sein alter Rivale de Valera ordnete ein Staatsbegräbnis an.

VALOIS, GEORGES (1878–1945), eigentlich Alfred-Georges Gressent, französischer Autor und Politiker. Valois entstammt einfachen Verhältnissen und verdient sich seinen Lebensunterhalt eine Zeitlang als Arbeiter und Seemann, sympathisiert mit der jakobinischen Linken und dem Anarchismus, schließt sich aber zuletzt den Neoroyalisten der *Action française (AF)* an, von deren antibürgerlicher und autoritärer Weltanschauung er fasziniert ist. Dabei spielt die persönliche Beziehung zum *spiritus rector* der AF, Charles Maurras, eine wichtige Rolle, der seinerseits in V. den Verbindungsmann zu revolutionären Teilen des Proletariats sieht, die vielleicht Bereitschaft zeigten, eine Massenbasis für den Sturz der Republik zu liefern. Letztlich wird V. aber vom ziellosen Radikalismus der AF in der Vorkriegs- wie der Burgfriedenspolitik in der Kriegszeit enttäuscht, wendet sich Mitte der zwanziger Jahre von der *Action* ab und gründet 1925 den *Faisceau*, die erste faschistische Bewegung außerhalb Italiens. Die Kopie des Urmodells geht sehr weit, aber die Organisation erreicht niemals Massenwirkung. Außerdem veröffentlicht V. schon 1928 eine Schrift unter dem Titel *Le Fascisme*, in der er den Faschismus Mussolinis als reaktionär qualifiziert und sich scharf gegen jede Art von Antisemitismus ausspricht. Im selben Jahr wird der *Faisceau* aufgelöst, V. gibt danach die Zeitschrift *Nouvel Age* heraus, die vor allem in nonkonformistischen Zirkeln Leser findet. Er hält zwar an der Idee des Korporatismus fest, nähert sich aber wieder sehr stark der Linken, 1935 will er sogar der sozialistischen Partei SFIO beitreten, sein Aufnahmegesuch wird allerdings abgelehnt. V. propagiert außerdem die »antifaschistische« Einheit, ohne damit Gehör zu finden. Nach der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen schließt er sich der *Résistance* an, wird am 18. Mai 1944 durch die Gestapo verhaftet und stirbt im Februar 1945 an Entkräftung und einer Typhusinfektion im Lager Bergen-Belsen.

Kein zweiter Faschismus

Ein Interview mit Dominique Venner



Dominique Venner ist Historiker, Schriftsteller und Chefredakteur der Pariser Zeitschrift *Nouvelle Revue d'Histoire*. Zuletzt erschien von ihm die Monographie *Ernst Jünger. Un autre destin européen* (Le Rocher, Monaco 2009). Zu seinen wichtigsten Buchveröffentlichungen zählen die Großessays *Histoire et tradition des Européens* (Le Rocher, Monaco 2002/2004) und *Le Siècle de 1914* (Pygmalion, Paris 2006), in denen Venner die Grundlagen der europäischen Identität und die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts neu interpretiert. Zudem veröffentlichte er *Le cœur rebelle* (Belles Lettres, 1994), eine persönliche Reflexion über seine radikale Jugend, den Algerienkrieg, seine Haftzeit, die Bewegung »Europe Action« und die Ursprünge der »Nouvelle Droite«. Sein erstes zeitgeschichtliches Werk (*Baltikum*, 1974) befaßte sich mit den Freikorps. Die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel *Söldner ohne Sold* (Paul Neff Verlag, Wien 1974).

Kontakt: www.dominiquevenner.fr

SEZESSION: Herr Venner, in Deutschland hat man nur eine recht vage Vorstellung von den Entwicklungen im Frankreich der fünfziger und sechziger Jahre. Welche Kräfte bestimmten das Schicksal Ihres Landes zwischen Dien Bien Phu und dem Ende der *Algérie française*?

VENNER: Die »patriotische« Strömung im Denken und Handeln zur Zeit des Algerienkriegs läßt sich nicht isoliert von einer sehr viel breiteren historischen Bewegung betrachten. Um jene Epoche ebenso wie unsere eigene zu verstehen, muß man die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts deuten lernen. Bis 1914 vermochte eine »europäische Ordnung« Traditionen und Moderne zu versöhnen. Der Erste Weltkrieg zerstörte diese Ordnung, die von dynamischen Aristokratien errichtet worden war. Auf den Trümmern dieser Zivilisation spielten sich ab 1920 gewaltige sozialistische und nationalistische Revolutionen ab. Daß diese Revolutionen, der italienische Faschismus ebenso wie der Nationalsozialismus, scheiterten und einen neuen Weltkrieg und weitere Katastrophen auslösten, lag vor allem an ihrem aggressiven Nationalismus und der Brutalität, mit der sie gegen ihre Gegner vorgingen. Allmählich beginnt sich die Erkenntnis durchzusetzen, daß Europa zwischen 1914 und 1945 einen zweiten »Dreißigjährigen Krieg« erlebte. Er endete mit dem überwältigenden Sieg der USA und der Sowjetunion. Diese beiden Mächte teilten Europa zwischen sich auf und zwangen ihm ihre jeweilige Ideologie auf. Gebrochen von einem halben Jahrhundert erst des Gewaltwahns, dann des Schuldgefühls, ist Europa daraufhin in tiefen Schlaf gefallen. Die »patriotischen« und militärischen Bewegungen, die in Frankreich zwischen Dien Bien Phu (1954) und dem Ende des Algerienkriegs (1962) entstanden, lassen sich als instinktive Revolten gegen diese Erniedrigung Europas deuten, die in Frankreich durch die Dekolonisierung schmerzhaft spürbar wurde.

Transparent und Plakat der
Organisation de l'Armée Secrète
(OAS) an einer Statue der Jung-
frau von Orléans, 1960

SEZESSION: Sie haben damals die Herausforderung gesucht. Mit zwanzig kämpften Sie in Algerien, um die französische Herrschaft dort zu verteidigen. Zu Zeiten des Budapester Volksaufstands kämpften Sie gegen die Kommunisten. Sie waren am Putsch der Generäle vom April 1961 beteiligt, dem Versuch, Staatspräsident Charles de Gaulle zu stürzen. Für Ihre Beteiligung am Kampf der Untergrundbewegung *Organisation de l'Armée Secrète* (OAS) verbüßten Sie eine Gefängnisstrafe. Was war der Anstoß, daß Sie zu einem »rebellischen Herzen« wurden?

VENNER: Ich hatte damals ein sehr ausgeprägtes Lebensgefühl. Gemeinsam mit einer Handvoll Kameraden bekämpfte ich das politische und intellektuelle Hundepack, das wir für unseren Niedergang verantwortlich machten. Unsere Ideen waren kurzlebig, unsere Instinkte aber tief. In tollkühnen Aktionen riskierten wir Kopf und Kragen. Dieses Engagement hatte wenig mit dem gemein, was man landläufig als »politisch« bezeichnet. Wir träumten weniger davon, eine »Partei« zu gründen als vielmehr einen mystisch-militärischen Orden. Unsere Vorbilder waren die spanischen Falangisten von 1936 oder ein Mann wie Oberst Nasser 1952.

SEZESSION: Wenn Sie von der damaligen Zeit sprechen, bezeichnen Sie sich selber als einen »Nationalisten«. Warum?

VENNER: Wir nannten uns damals »nationalistisch«, um zuvorderst unsere Radikalität zu betonen und uns von der bürgerlichen Rechten abzugrenzen, die sich als »national« bezeichnete. Scherzeshalber pflegten wir zu sagen: »Der Nationale verhält sich zum Nationalisten wie das Rindfleisch zum Stier.« Zudem verstanden wir uns als europäische Nationalisten. Wir waren unserer Zeit voraus.

SEZESSION: Später verfaßten Sie eine »positive Kritik« des Nationalismus. Was hat sich verändert?

VENNER: Das Manifest *Pour une critique positive* habe ich im Gefängnis geschrieben, Ende 1962, nachdem der Kampf für die französische Kolonialherrschaft in Algerien gescheitert war. Es entstand als Antwort auf die Herausforderung einer historischen Niederlage und wollte neue Denkansätze und Stoßrichtungen für den Kampf formulieren. Die Situation, in der wir uns heute befinden, ist eine radikal andere. Damals mußte alles wiederaufgebaut werden, ohne daß irgendeine Grundlage vorhanden gewesen wäre. Der kraftvolle Gestaltungswille der zwei Jahrzehnte zwischen 1920 und 1940 war durch den Sieg des Kommunismus und des amerikanischen Demokratismus gebrochen, zu schweigen von den antifaschistischen »Säuberungen«.





Doch keine Faschisten; Aufmarsch des Front National Français (FNF) in Algier am 24. Januar 1960

Der Algerienkrieg bewirkte zwar eine patriotische Erneuerung, die jedoch, statt Impulse für ein neues Denken zu geben, große Verwirrung stiftete. Nach 1962 war unsere Ideenwelt dementsprechend verödet. Der Veröffentlichung von *Pour une critique positive* folgte 1963 die Gründung der Zeitschrift *Europe Action*, die sich in vielerlei Hinsicht spürbar auswirkte. Wenngleich *Europe Action* nicht alle in sie gesetzten Erwartungen erfüllen konnte, gelang es doch, Grundlagen zu schaffen. Dazu zählt die Öffnung des Nationalismus für die europäische Dimension, die Befreiung vom Christentum, die Fruchtbarmachung sämtlicher Forschungsergebnisse aus der Philosophie und Geschichtswissenschaft. Dies bildete die Vorlage für das spätere intellektuelle Wirken der *Nouvelle Droite*.

SEZESSION: Im Januar 2010 sind seit dem »Barrikadenputsch« in Algier genau fünfzig Jahre vergangen. Wie denken Sie heute über Ihren damaligen Hauptfeind: General de Gaulle?

VENNER: Ich habe ein Buch über diese komplexe Figur geschrieben: *De Gaulle. La grandeur ou le néant?* (Le Rocher, Monaco 2004). Der Titel »De Gaulle. Die Größe oder das Nichts« unterstreicht die Ambivalenz seiner Persönlichkeit. De Gaulle verfügte über große politische Fähigkeiten. Er hätte sie zugunsten der europäischen Einigung und unserer Loslösung von den USA einsetzen können. Leider blieb er zeitlebens der Logik des antifaschistischen Bürgerkriegs verhaftet, auf die er in zwei Schicksalskämpfen gesetzt hatte: 1940/45 und erneut 1958/62. Das Ergebnis ist bekannt. Im Mai 1958 kam de Gaulle an die Macht zurück, getragen von einer breiten Bewegung der nationalen Erneuerung. Zehn Jahre später hatte er dieser Bewegung so sehr das Rückgrat gebrochen, daß ihr politisches Gegenteil triumphierte: der Geist vom Mai '68, der heute noch dominant ist.

SEZESSION: Armin Mohler, der von 1953 bis 1960 als Korrespondent für Schweizer und deutsche Zeitungen in Paris arbeitete, schrieb 1958 in der Zeit, Frankreich sei das einzige Land, in dem der Faschismus eine »zweite Chance« hatte. Warum, glauben Sie, entwickelte sich aus dem Nationalismus, der OAS und den Bewegungen der *pieds-noirs*, der Algerienfranzosen, nie eine neue Form des Faschismus?

VENNER: Aus soziologischer Sicht läßt sich die Existenz eines allgemeinen Phänomens namens »Faschismus« feststellen, einschließlich des freilich sehr anders gearteten deutschen Nationalsozialismus. Dabei handelt es sich um eine einmalige historische Erscheinungsform, die nur in einer bestimmten Epoche auftrat. Entgegen den Vorstellungen der Antifaschisten ist der Faschismus weder räumlich noch zeitlich übertragbar. Ohne den Ersten Weltkrieg, ohne den Tod der vormaligen europäischen Ordnung hätte es keinen Faschismus gegeben. Seine Entstehung verdankt er den verzweifelten Umständen sowie dem Aufkommen einer Ersatz-Elite innerhalb der Kriegsgeneration. Er ist im übrigen nur eine Reaktion auf die bolschewistische Bedrohung. Hinzu kommen die Auswirkungen eines verwundeten Nationalismus. Nach 1945 und der historischen Niederlage einer neuen, aus den »Stahlgewittern« hervorgegangenen Elite bestand niemals irgendeine Chance für einen anderen »Faschismus«. Eine Wiederkehr des Faschismus wird es genausowenig geben wie eine neue Reformation. Die Geschichte der großen Bewegungen wiederholt sich nicht. Wir leben längst in einer anderen Zeit, nämlich jener des Zusammenpralls der Zivilisationen und ihres Wiederauflebens – und nicht zu vergessen: Europas.

SEZESSION: Herr Venner, wir bedanken uns für das Gespräch.

Das Interview führte Karlheinz Weißmann

Faschisten nach Feierabend

von Martin Voelkel

Bei den Untersuchungen zur Geschichte der NS-Zeit, die sich bewußt auf Erinnerungen von Zeitzeugen stützten und deren Alltagserlebnisse zu erfassen suchten, zeigte sich immer wieder ein hoher Grad von Akzeptanz des Regimes, der aus der Zufriedenheit mit der allgemeinen sozialen Entwicklung resultierte. Es war jedenfalls nicht das Interesse an ideologischen Vorgaben und nicht einmal das Charisma Hitlers, das den Ausschlag gab, sondern die Tatsache, daß es den vielen »gut ging«. Die Gründe für diese Wahrnehmung liegen auf der Hand: Abbau der extremen Arbeitslosigkeit, die in der Endphase der Weimarer Republik vorgeherrschte hatte, Sicherung der Beschäftigungsverhältnisse, ein zumindest relativer Anstieg des Wohlstandsniveaus. Während diese Sachverhalte von der älteren linken Historiographie bestritten oder unter Hinweis auf den Verlust von Mitbestimmungsrechten marginalisiert wurden und neuerdings die These vom braunen »Volksstaat« (Götz Aly) dazu dient, die Behauptung deutscher Kollektivschuld zu zementieren, hat eine eher an den Fakten orientierte Richtung der Interpretation seit den siebziger Jahren immer neue Belege dafür gesammelt, daß die Sozialpolitik des »Dritten Reichs« noch etwas anderes war als Ablenkung der Massen, Bonapartismus oder Kaschierung von Kapitalinteressen.

In diesen Kontext wird man auch die gerade erschienene Arbeit von Daniela Liebscher (*Freude und Arbeit. Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes, Italien in der Moderne*, Bd 16, Köln: sh 2009. 693 S., geb, 49.80 €) einordnen können, die sich mit dem von der »Deutschen Arbeitsfront« (DAF) geschaffenen Organisation »Kraft durch Freude« (KdF) und deren italienischem Pendant »Dopolavoro« befaßt. Liebscher erläutert nicht nur die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen – ein entwickelter Industriestaat hier, eine Agrargesellschaft im Übergang dort, die Vorreiterrolle des faschistischen Korporativsystems, die anfängliche Nachahmung des Konzepts durch die DAF –, sondern auch die Verschiedenheit der institutionellen Be-



Werksgemeinschaft-Volksgemeinschaft; Dopolavoristen von Alfa Romeo in den dreißiger Jahren

dingungen und die Endziele der »Arbeiterführer« Robert Ley und Tullio Cianetti, die sich nicht nur der Konkurrenz anderer Funktionäre in ihren Regimen ausgesetzt sahen, sondern den besonderen Ehrgeiz hatten, der alten roten eine »neue Internationale« entgegenzustellen. Ihre Pläne für ein »korporatives Europa« kamen allerdings nicht über Ansätze hinaus.

Trotzdem sollte man die langfristigen Wirkungen von faschistischer wie nationalsozialistischer Sozialpolitik nicht unterschätzen. Liebscher weist ausdrücklich darauf hin, daß sie nach den Maßstäben der dreißiger oder vierziger Jahre durchaus auf der Höhe der Zeit waren, und mehr noch: »Sowohl die faschistische als auch die nationalsozialistische Sozialpolitik waren in die institutionelle und thematische Ausgestaltung der internationalen Sozialpolitik auf vielen Ebenen eingebunden. Daß sie ebenso wie liberal-demokratische Staaten den Zugang aller ›Schaffenden‹ zur Freizeit, zum Massenkonsum oder zu Versicherungsleistungen als sozialpolitische Aufgabe betrachteten, ließ sie teilhaben an der zeitgenössischen Moderne.«

Nur vor diesem Hintergrund erklärt sich, warum so viele Fachleute aus den Bereichen der DAF wie der italienischen Korporationen nach 1945 in den neugebildeten Ministerien und Behörden, aber auch in Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften Aufgaben übernehmen konnten, die unter veränderten Umständen doch dasselbe Verfahren anwandten, um ihre Absichten zu erreichen: Massenintegration durch Wohlfahrtspolitik und »Freizeitgestaltung«.

Schere im Kopf

Jörg Schönbohm: *Wilde Schwermut. Erinnerungen eines Unpolitischen*, Berlin: Landt 2009. 462 S., 29,90 €

Jörg Schönbohm war der letzte konservative Hoffnungsträger in der Union. Ein Mann nach dem Geschmack aller, die sich den idealen Politiker irgendwie »preußisch« vorstellen, geradlinig, zupackend, fleißig, befehls-gewohnt, ehemaliger General, mit entsprechender Distanz zum »Betrieb«, und als Organisator der Vereinigung von Bundeswehr und NVA ein ausgewiesener Patriot. Schönbohms Nichtwiederwahl in das Präsidium der CDU auf dem Parteitag 2006 war deshalb auch nicht nur ein Inszenierungsfehler am Ende einer politischen Karriere, sondern Signal dafür, daß es nun ganz und gar nichts mehr ist mit den Konservativen in dieser Partei, daß Frau Merkel einen Mann von Schönbohms Verdiensten und mit Schönbohms Stellung fallenlassen kann, ohne negative Rückwirkungen zu fürchten, weder von einem konservativen Flügel noch von einer konservativen Basis.

Schönbohm würde dieser Interpretation kaum widersprechen, ihr allerdings auch nicht offen beipflichten, das verhindern gute Kinderstube und ein anachronistischer Loyalitätsbegriff. In seinen nun vorliegenden Memoiren gibt es aber einige Stellen, die wenigstens ahnen lassen, was er empfindet, wenn sich seine Partei selbst »versenkt«: »Seit den achtziger Jahren schon betreibt die CDU Appeasement gegenüber dem Zeitgeist«, schreibt Schönbohm und fügt hinzu: »Es ist aber nicht bewiesen, daß nur diejenige Partei Chancen hat, die dem allgemeinen Trend folgt. Es traut sich einfach niemand, es darauf ankommen zu lassen, vor allem aus Angst vor den Medien, die als *potestas indirecta* immer mehr das politische Geschehen bestimmen.«

Man spürt bei ihm Verachtung gegenüber denen, die dieser Angst nachgeben, sich der »Schweigespirale« fügen, ohne eigene Prinzipien ihre Politik von Meinungsumfragen oder dem, was in Talkshows gefordert ist, diktieren lassen. Schönbohm selbst hat als Innensenator von Berlin unter Beweis gestellt, daß es mit deutlichen Worten zur Ausländerpolitik und zur Inneren Sicherheit, zum Verfall des Sozialsystems und zur erlernten Hilflosigkeit des Prekariats, sehr wohl möglich ist, konservative Wahrheiten ins Feld zu führen und sich direkt an die Bevölkerung zu wenden, die im Zweifel erstaunlich offen scheint für vernünftige Vorschläge. Das Bild wurde etwas unscharf in der Folgezeit als Innenminister von Brandenburg. Da hat sich Schönbohm – was in seinem Buch kaum deutlich wird – durchaus am »Kampf gegen Rechts« beteiligt, dessen rein instrumentellen Charakter er durchschaute, aber wider besseres Wissen unterstützte. Da folgte er, wie im Fall Hohmann (»Auch ich habe eine Schere im Kopf, denn wenn die Empörung einmal da ist, kann einem niemand mehr helfen, der nicht seinerseits die soziale Ächtung fürchten müßte.«), der Parteiräson, die die Aufrechterhaltung der großen Koalition in Potsdam verlangte, obwohl das, was dabei an praktischer Politik geleistet wurde, niemanden zufriedenstellen konnte.

Das, der marode Zustand der Landespartei und eine wenig glückliche Hand bei der Auswahl seiner Mitstreiter in den von Stolpe und Platzeck geführten Kabinetten werfen einen Schatten auf Schönbohms letzte Jahre in Brandenburg. Trotzdem hat er lange ausgehalten, hängt sein Herz an der alten Heimat, aus der seine Familie von den Kommunisten vertrieben wurde. Auch das ist sympathisch, kann nur nicht über die alte Wahrheit hinwegtäuschen, daß ein Konservati-

ver, gezwungen, im dauernden Kompromiß mit feindlichen Umständen und gegen seine eigentlichen Überzeugungen zu handeln, letztlich versagt. Es liegt Tragik in solchem Versagen und das um so mehr, als Schönbohm ein ausgeprägtes Pflichtgefühl auf den Weg des Politikers führte. Er verweist auf die Warnungen, die seine Entscheidung begleiteten, den Militärdienst zu quittieren. Welchen Zwang er sich damit antat, geht schon aus dem Untertitel seines Buches – »Erinnerungen eines Unpolitischen« – hervor. Er zitiert aber Thomas Manns Wort von der »machtgeschützten Innerlichkeit« nicht, die überhaupt nur die konservative als eine unpolitische Existenz ermöglicht. Schönbohms Wesen widersprach offenbar, die für den Konservativen immer schwierigeren Alternativen zu wählen, also ohne Vorbehalt politisch zu werden, oder zu begreifen, daß durch Mitarbeit nicht das Schlimmere verhindert, sondern der Niedergang nur verzögert wird.

Trotzdem bleibt eine Hemmung, Schönbohm das zum Vorwurf zu machen. Denn man versteht, daß jemand vom Jahrgang 1937, der den Zusammenbruch und den Nachkrieg schon bewußt erlebte, seine erste politische Erfahrung mit dem Ableger des sowjetischen Systems in Deutschland machte, in den Aufbaujahren der Bundesrepublik groß wurde, der aus so honorigen Motiven die Offizierslaufbahn einschlug und in einem Milieu lebte, in dem Tradition und Christentum, Familie und Vaterland, Bürgerlichkeit und Leistungsbereitschaft nach wie vor Geltung hatten, der Kampf gegen den Totalitarismus in jeder Gestalt und die zersetzenden Kräfte mit Konsequenz geführt wurde, den ganzen Ernst der Lage nur schwer zu begreifen vermochte und weiter vermag.

Karlheinz Weißmann

Schöne Literatur

Barbara Bongartz: *Perlensamt*, Frankfurt a.M.: Weissbooks 2009. 320 S., 19,80 €

Es gibt – nach einigem Nachdenken und wiederholter Lektüre – keinen Zweifel: *Perlensamt* ist ein Schlüsselroman des deutschen Schuldstolzes um die Jahrtausendwende, und zwar ein sehr gelungener. Ganz sicher hat Barbara Bongartz den skandalösen Gehalt solcher Sätze bedacht, wie sie etwa auf Seite 178 zu finden sind: »In Berlin mag man heute noch wissen, was mal auf der Wilhelmstraße los war. Wie ich die Deutschen kenne, ist da jeder Pflasterstein numeriert, und denen, die 68 geflogen sind, ist ein Gedenkstein gewidmet. Man badet dort gern im eigenen Schlamm, und inzwischen lockt die Art Folklore ja auch Touristenströme an. Mit dieser Selbstzerfleischung können wir hier in Paris nicht konkurrieren. Wir sind Franzosen, keine *boches*, die sich an *Le Schuldgefühl* ergötzen.« Oder auf Seite 232, ganz knapp: »Betroffenheitsadel, schon mal davon gehört?« Der Reihe nach: Martin Saunders ist Amerikaner in der ersten Generation, seine Mutter ist Deutsche, die nach dem Krieg und kurz vor der Niederkunft nach Amerika auswanderte, um ihrem Sohn das Deutsch-Sein zu ersparen. Saunders arbeitet als Kunsthistoriker bei einem Auktionshaus in Berlin und stolpert eines Tages über David Perlensamt, einen reichen Erben, der gerade seine Mutter durch einen Mord verloren hat. In der Vorhalle zu Davids Villa hängen wertvolle Gemälde, und weil eines davon – eine Landschaft am Meer von Courbet – wenig später dem Auktionshaus zum Verkauf angeboten wird, tritt neben das persönliche, homosexuelle Interesse Martins auch ein berufliches: die Provenienzforschung, die Zuordnung von Kunstgegenständen in die Kategorie »Beutekunst«. Bis an die letzten Kapitel

heran scheint alles ganz offensichtlich zu sein: David Perlensamt ist der Enkel von Otto Abetz, dem Abgesandten des Dritten Reiches in Paris, einer besatzungspolitischen Idealbesetzung (im doppelten Wortsinne): gebildet, kunstinteressiert, eloquent, gewinnend; stets bemüht, die Härten des Regimes abzumildern sowie die intellektuelle und kunstschaffende Szene Frankreichs zumindest für eine Vorform der Kollaboration zu gewinnen. David Perlensamt behauptet nun, daß Abetz, sein Großvater, eine wertvolle Gemäldesammlung zusammengekauft habe; nun sei es an ihm, dem Enkel, dieses Unrecht einzugestehen und die Kunstwerke ihren rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Jedoch: Nach ebenso raffinierten wie plausiblen Wendungen stellt sich heraus, daß all dies nicht wahr ist. Weder ist David der Enkel von Otto Abetz, noch sind die Gemälde echt. Sie sind vielmehr meisterhafte Kopien, die David in einer Fälscherwerkstatt bei Halberstadt am Harzrand anfertigt. Dieser doppelt falschen Fährte sitzt Martin ebenso auf wie das Berliner Kunstpublikum, das sich nicht fragt, wie ausgerechnet die Privatsammlung eines der exponierten NS-Funktionäre so lange unentdeckt bleiben konnte: Vielmehr benötigt die Öffentlichkeit den Mut und die Einsatzbereitschaft David Perlensamts – denn beides verhilft ihr ebenso wie ihm erst zu dem, was zwischen Identitätsfindung und -erfindung pendelt: »Dabeisein ist alles, und wenn Dabeisein nur durch Betroffenheit entsteht. Eigentlich merkwürdig, daß die Menschen in Deutschland immer noch dabeisein wollen, egal wobei, egal als was, Hauptsache dabei und nicht allein.« Je nach Blickwinkel und Einstellung zu dem, was Norman Finkelstein die »Holocaust-Industrie« nannte, ist David Perlensamt eine tragische oder eine abstoßende Figur – oder beides. So jedenfalls hat Barbara Bongartz ihre Figur gezeichnet und darüber in einem

Gespräch mit dem *Deutschlandfunk* Auskunft gegeben: »Er inthronisiert sich dadurch, daß er sich zum Nazi-enkel macht. Das berechtigt ihn, sein persönliches Rechtssystem zu erschaffen und so rigide zu sein, wie sonst keiner rigide sein darf. Er braucht diesen Nazihintergrund, um überhaupt handeln zu können. Daß dahinter dann nochmal ein ganz persönlicher Grund steht, ist perfide – auch in der Anlage der Figur perfide. Aber ich habe solche Menschen kennengelernt, genau wie ich Menschen kennengelernt habe, die behaupten, jüdisch zu sein oder jüdische Vorfahren zu haben und es gar nicht sind oder keine jüdischen Vorfahren haben. Menschen, die diese gruselige deutsche Geschichte für ihre eigene Selbstdarstellung und ihre eigene Problemlösung benutzen.« In der Tat: Lea Rosh, Stephan Kramer – die Reihe deutscher Proselyten ist beträchtlich und den Kult mit der Schuld mitzumachen, kann einen je nach Geschick und Unverfrorenheit recht schnell an die prall gefüllten Futtertröge bringen. »Mir scheint, man kann sein ganzes Leben damit verbringen, ein deutscher Enkel zu sein«, sagt der ins Wirrwarr seiner Gefühle und einer historisch aufgeladenen Lügengeschichte verstrickte Martin Saunders. Er kehrt zuletzt nach Amerika zurück, trägt die Last seiner ungelösten Vergangenheit aber mit sich. Wer ist er, was ist er? Deutscher? Amerikaner? Die Mutter, nach dem deutschen Vater befragt, rät nachdrücklich, sich auf die Seite der Unbeschwerten zu schlagen. Saunders solle das Störende beiseite lassen in New York, diesem Ort des guten Gewissens und des täglichen Neustarts: »Nichts wird dieser Stadt je etwas anhaben können«, behauptet die Mutter. Es ist der 10. September 2001.

Götz Kubitschek

Deutsche Zusammenhänge

Alexander Gauland: *Die Deutschen und ihre Geschichte*, Berlin: wjs 2009. 168 S., 19,95 €

Das ansprechend gestaltete Bändchen enthält eine Kompaktdarstellung der gesamten deutschen Geschichte, unterbrochen von Reflexionen über deren Verlauf und Rezeption. Bei einem Umfang von nur 168 Seiten setzt dies hohe Abstraktionsfähigkeit und sprachliche Präzision voraus. Beides ist dem Autor in besonderem Maße gegeben. Vor allem die Kapitel über die Glanzzeit des hohen Mittelalters, die Ära Bismarcks und Wilhelms II., die Weimarer Republik und den Nationalsozialismus bestechen; die Ausführungen über den Verlauf des Zweiten Weltkriegs stellen ein Musterbeispiel dafür dar, wie man auf engstem Raum einen komplizierten Vorgang souverän umreißen kann.

Europäische Zusammenhänge

Olaf Haselhorst u.a. (Hrsg.): *Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, Vorgeschichte – Verlauf – Folgen*, Graz: Ares Verlag 2009. 472 S., 29,90 €

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, in die Historie als dritter Deutscher Einigungskrieg eingegangen, wird unter anderem mit der Szenerie verbunden, als Napoleon III. am Ende der Schlacht von Sedan 1870 in deutsche Gefangenschaft gerät und so dem Deutschen Reich den »Sedantag« als nationalen Feiertag beschert. Der Krieg wird nach des Kaisers Festnahme weitergeführt und gehört zweifellos zu den Ereignissen, die den Verlauf der europäischen Geschichte wesentlich beeinflusst haben. Nach dem Sieg des Norddeutschen Bundes unter preußischer Führung mitsamt süddeutscher Verbündeten wird das Deutsche Reich in Versail-

Die beiden Schlußkapitel fallen demgegenüber ab. Die Nachkriegsgeschichte wird als Erfolgsgeschichte der alten Bundesrepublik stilisiert, die DDR kaum berücksichtigt. Das letzte Kapitel setzt sich zu einem guten Teil mit der Politik Gorbatschows auseinander, dem »außergewöhnliche Unfähigkeit« attestiert wird und endet mit einer Hommage an Helmut Kohl, – als Abschluß einer Darstellung der Deutschen und ihrer Geschichte etwas erstaunlich, zumal die Rolle der Deutschen in der DDR beim Wiedervereinigungsprozeß überhaupt nicht thematisiert wird. Die historisch-politischen Sach- und Werturteile sind stets anregend – auch hinsichtlich solcher Vorgänge, die manche Leser anders einschätzen dürften. Beispielsweise werden Frühe Neuzeit und 19. Jahrhundert in den Kapiteln »Der antirömische Protest 1, 2 und 3« (Luther gegen Karl V., Friedrich gegen das Reich, Preußen gegen Österreich)

les gegründet. Untrennbar verbunden mit der Persönlichkeit Otto von Bismarck, ist diese Einigung Deutschlands grundlegend für mehrere Dekaden ökonomischen und politischen Aufschwungs des Reiches. Dennoch wird dieser Krieg von später folgenden epochalen Ereignissen in den Hintergrund der deutschen Erinnerung gedrängt. Grund genug, den Weg zur politischen Einigung der Deutschen erneut in das Bewußtsein zu heben. Der Historiker Olaf Haselhorst versammelt in diesem Buch, gemeinsam mit den Mitherausgebern Maik Ohnezeit und Jan P.P. Ganschow, eine Vielzahl ausgewiesener Experten (u.a. Dr. Franz Uhle-Wettler und Prof. Lothar Höbelt) der Bereiche Militärgeschichte, Völkerrecht und Wirtschaft, die durch ihre Fachbeiträge dieses historische Ereignis aus verschiedenen Perspektiven betrachten. Gegliedert in vier Hauptabschnitte wird die Geschichte des Konfliktes nachgezeichnet.

behandelt. So originell eine solche Strukturierung sein mag, so sehr tritt in der distanzierteren Einschätzung dieser »Protestbewegungen« eine Sichtweise zutage, die erkennbar der süddeutsch-katholischen Reichstradition verpflichtet ist. Luther und Friedrich der Große werden nicht falsch, aber einseitig gesehen, die preußischen Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts auffällig zurückhaltend betrachtet.

Gleichwohl: Gaulands Darstellung ist aufgrund ihrer sachlichen und sprachlichen Vorzüge auf jeden Fall zu empfehlen. Auch interessierte Jugendliche können hier (man denke an den zunehmend verkümmerten schulischen Geschichtsunterricht!) nicht nur historisches Wissen erwerben. Sie begegnen darüber hinaus nachdenkenswertem Urteilen, die im heutigen öffentlichen Diskurs nicht eben häufig in Erscheinung treten.

Ulrich March

Während im ersten Abschnitt Vorgeschichte, militärischer Verlauf und Folgen des deutschen Sieges dargestellt sind, werden im zweiten Teil die eingesetzten Waffengattungen sowie die Taktiken der Befehlshaber untersucht. Der dritte Abschnitt ist den ökonomischen Auswirkungen des Krieges gewidmet; im Schlußteil wird die Bedeutung dieses Krieges für die Entwicklung und Kodifizierung des Völkerrechts herausgearbeitet. Abgerundet wird der Band durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis, Bildteil, Namens- und Ortsregister sowie eine Zeittafel von 1852 bis 1875. Den Autoren ist es gelungen, ein Standardwerk des letzten Einigungskrieges zu kreieren, welches nicht nur Vorgeschichte, Verlauf und Folgen untersucht, sondern dazu beiträgt, das Verständnis des Lesers für europäische Zusammenhänge zu schärfen.

Benedikt Kaiser

Bedrohte Art

Peter Scholl-Latour: *Die Angst des weißen Mannes. Ein Abgesang*, Berlin: Propyläen 2009. 424 S., 24,90 €

Nicht erst bei Beschau der französischen Fußball-Nationalmannschaft zeigt sich, daß die weißen Völker des Westens Schritt für Schritt von den einstigen Kolonien eingeholt werden. Freilich läßt sich der viel herumgekommene »letzte Welterklärer« (*Spiegel*), Peter Scholl-Latour, nicht zum Ausruf eines (Verdrängungs-) Kampfes der Kulturen hinreißen. Auch wenn der Buchtitel derartiges erahnen läßt, stellt *Die Angst des weißen Mannes* keine Fortsetzung zu Huntingtons Bestseller dar.

Ganz des Autors Metier verhaftet, faßt sein neues Buch Reiseberichte aus dem heutigen Mittel- und Südostasien zusammen, angereichert durch historische Hintergründe und denkwürdige persönliche Anekdoten.

Bedrohte Kultur

Norbert Borrmann: »Kultur bolschewismus« oder »Ewige Ordnung«. *Architektur und Ideologie im 20. Jahrhundert*, Graz: Ares-Verlag 2009. 198 S., 19,90 €

Gern wird die neuere Architekturgeschichte als Vorspiel dessen gedeutet, was wir heute unter modernistischem Bauen verstehen. Borrmann widmet sich Gegen- und Querströmungen des Modernismus, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vorherrschten. Er stellt die Spielarten traditionellen Bauens vor, den bodenständigen, d.h. geographisch angepaßten und meist anonymen Heimattstil sowie den gesamteuropäischen Hochstil klassischer Ordnung. Ab dem 19. Jahrhundert, als die Industrialisierung die Bewohner der Dörfer aus fast mittelalterlichen Lebensbedingungen riß, kam es massiv zu Traditionsbrüchen und Entortungserscheinungen der Lebensverhältnisse. In Gebenbe-

Als Symbol für die weltpolitische Zäsur gilt die Wahl von Barack Hussein Obama als erstem schwarzen Präsidenten der USA: »Sein Name klingt wie das Signal für ein Amalgam unterschiedlicher Rassen, für ein multikulturelles Magma, das die schrittweise Umgestaltung Nordamerikas andeutet«. Doch auch die Scharmützel heutiger EU-Minis wie Portugal oder die Niederlande, die sich zu imperialen Glanzzeiten am Ende der Welt um irrelevante Insel-Archipel bekriegten, stellten aus heutiger Sicht nicht mehr als einen »historischen Aberwitz« und »extravagantes Vorgeplänkel jener europäischen Selbstzerfleischung« dar, »an deren Ende die düstere Vorahnung des »Untergangs des Abendlandes« steht«. Der langjährige ARD-Auslandskorrespondent erhält durch lebenskluges Gespür nicht selten Vertrauen und Einblick in unsereins fremde Kulturen und Gedankenwelten. Hierbei verfällt er weder

wegungen der Vorkriegszeit (Gründerzeit- und Jugendstil) konnte sich eine Heimatschutz- und Reformarchitektur etablieren. Die Zäsur des Weltkrieges spiegelte sich auch in der Architektur wider. Der Autor widmet dem Kulturkampf zwischen Modernisten um Gropius und Mies van der Rohe und Traditionalisten um Schultze-Naumburg zwei Kapitel, die den Kernbereich des Buches bilden. Aufschlußreich sind die Abschnitte über Grenzgänger und Mischformen. Architekten wie Hans Poelzig werden als Wegbereiter einer »anderen Moderne« eingeordnet, Expressionismus und Art-Deco als Spielarten einer gemäßigten Entwicklung traditionaler Baukunst. Der Gegensatz zwischen »Kultur bolschewismus« und »Ewiger Ordnung« erfuhr im Dritten Reich seine Synthese in einem funktionalen Stilpluralismus: Neoklassizismus für repräsentative Staatsbauten, romantischer Heroismus für Führerschulen und Kirchen, Regionalstil für Wohnbauten sowie

exotischer Xenophilie, noch verliert er den Blick für das Wesentliche. Die scharfen politischen Analysen eines alten Mannes, dessen Erfahrung jedes politisch-korrekte Sprachkorsett zersprengen muß, lassen Seitenhiebe auf den banalen Politikbetrieb ebenjener auf dem absteigenden Ast befindlichen westlichen Staaten nicht aus: Egal ob billige CO₂-Debatten oder die geistige Entwurzelung an sich. Was wird nach 500 Jahren weißer Weltprägung – außer sprachlichen Überresten und kolonialen Prunkbauten – bleiben, wenn der »weiße Mann« demographisch (Islam in Europa), ökonomisch (BRIC-Staaten) und machtpolitisch (China oder globaler Islamismus) in der Welt von morgen höchstens noch eine Prestige-Rolle spielen wird? Für den 85jährigen Scholl-Latour stellt sich diese existentielle Frage zumindest nicht mehr existentiell.

Carlo Clemens

modernistische Maschinenästhetik für Industrieanlagen. Den Abschluß bildet ein Kapitel zum vermeintlichen Sieg des Modernismus nach 1945 (bzw. nach 1960 in der DDR). Traumatisiert vom Kriegsende, beeinflußt von Kultureinrichtungen und Lockungen der Besatzer, konnte ein Großteil der Planer auf die Linie des Kulturbolschewismus (zurück) gebracht werden, während in der DDR bis 1960 der Traditionalismus nicht zuletzt durch Vorgaben aus Moskau opportun blieb. Ärgerlich ist die undistanzierte Übernahme der stadtfeindlichen Kritik von Lebensreformern der Jahrhundertwende und die damit verbundene Erhebung der vorindustriellen »Idylle« zum Maßstab der Baukunst. Insgesamt aber: ein kompakter Überblick – und ein brauchbares Gegengift zu den üblichen Gehirnwäschungen in Studiengängen wie Architektur und Kulturwissenschaften.

Arne M. Schemmerling

Vaterlosigkeiten I

Frank Dammasch/Hans-Geert Metzger/Martin Teising (Hrsg.): *Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen*, Frankfurt a.M.: Brandes & Apfel 2009. 202 S., 19,90 €

Bereits die deutsche Nachkriegsgesellschaft war auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, aber erst der spätere Feminismus und die aktuelle Genderideologie sollten die Zerstörung des Patriarchats mit Vorsatz in Angriff nehmen. Ein nach weiblichen Maßgaben umgeschriebener Geschlechterdiskurs, der noch den letzten Schein patriarchalischer Gutmütigkeit liquidierte, um den Mann zum allschuldigen Täter emporzustilisieren, provozierte schließlich eine männliche Identitätskrise, die in der jüngeren Männergeneration zuweilen in haßerfüllten Chauvinismus umschlägt. Dieser Problematik stellt sich eine Studie versierter Psycho-

analytiker, welche die verwilderte Selbstbehauptung jungmännlicher Aggressivität auf den Verlust der Vaterautorität zurückführen: Die männliche Geschlechtsidentität ist stets labiler als die weibliche, da die primäre Identifikation mit der Mutter dem Mädchen seine weibliche Identität bruchlos vorzeichnet, während der Knabe seine Männlichkeit durch die schmerzhaft Trennung von der Mutter mühsam erst erringen muß. Traditionell bot die Identifikation mit dem kastrierenden Vater dem Sohn eine Individuationschance, die ihm zur Überwindung des »Ödipuskomplexes« verhalf. Im Zuge der Auflösung des klassischen Familienmodells jedoch erfährt der Knabe den entwerteten oder schlicht abwesenden Vater kaum noch als Herausforderung und Vorbild, und so bleibt er immer häufiger in einer präödipalen Symbiose mit der Mutter gefangen. Ohne rettenden Vater muß er sich gleichsam wie Münchhau-

sen am eigenen Schopfe aus dem inzestuösen Sumpf ziehen, um sich sodann in einem »hyperphallischen« Charakterpanzer wie in einer hochgerüsteten Schutz- und Trutzburg zu verschanzen. Paradoerweise hat gerade die feministische Diskriminierung männlicher Autorität und Aggressivität zu einem nur mehr rein destruktiven Machismo vaterloser junger Gesellen mit ihrem paranoiden Haß auf Frauen, Homosexuelle und Fremde geführt. Angesichts des Scheiterns effeminisierender Umerziehungsversuche plädiert diese wichtige und kluge Publikation für die Hegung des männlichen Aggressionspotentials durch die Wiederaufrichtung des symbolischen Vatergesetzes, denn nur dieses vermag eine stabile männliche Identität zu gewährleisten, die ohne Angst und Haß dem Weiblichen – auch in sich selbst – begegnen kann.

Siegfried Gerlich

Vaterlosigkeiten II

Dieter Thomä: *Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*, Berlin: Suhrkamp 2010. 284 S., 12 €

Keinesfalls liegt es in der Macht des Herausgebers, sondern vielmehr in der Natur von Tagungsbänden, daß das vorliegende Sammelwerk *summa summarum* eine spröde Lektüre ist. Nichts jedenfalls für den Nachttisch des Zeitgenossen, der das umfassende (und wohl auch gärende) Thema der Vaterlosigkeit für allein »interessant« hält. Durch allzuviel Redundantes und Nebensächliches hätte sich der Gelegenheitsleser hier zu kämpfen. Zwölf Beiträge aus den Fachbereichen Geschichte, Literatur, Soziologie und »Geschlechterstudien« hat Philosophieprofessor Dieter Thomä (*Sezession* 29/2009) versammelt, um der symbolisch-realen Doppelgestalt der Vaterlosigkeit, dieser »fixen Idee« aus den Gründungsepo-

chen unserer modernen Gesellschaften, nachzugehen. Thomä versteht es in seiner grundlegenden Einführung – er bestreitet fast ein Viertel des Buches – Erkenntnisinteresse mit reinem Lesegenuß zu verknüpfen. Das ist »fröhliche Wissenschaft« im besten Sinne, tief und hell zugleich. Mit dem 17. Jahrhundert ist der Gesellschaftsvertrag an die Stelle des Patriarchen getreten. Seither findet Thomä einen »fruchtlosen« Wechsel zwischen Vatermorden und Rückkehr der Väter – bisweilen in zombiefaher Gestalt. Die Jugendbewegung etwa, immerhin ein Topos der Konservativen Revolution, bewertet er als »schwaches remake« der Bruderschaften aus Zeiten der Französischen Revolution. Der heutige »Berufsjugendliche« sei davon nicht weit entfernt. Nicht zuletzt zieht sich der Streit um die Bewertung von Vaterlosigkeit durch die Jahrhunderte. Muß man, vaterlos, trauern? Darf man aufatmen? Gleich zu Beginn seines Aufsatzes weist Thomä darauf

hin, daß ein Terminus »Mutterlosigkeit« uns fremd sei. Das stimmt: Bei realer Abwesenheit der Mutter wurde deren Fehlen im *ideellen* Sinne selten beklagt. Zu einem stehenden Begriff hat es jedenfalls bisher nicht gelangt. Im *Gender-Zeitalter* wäre die Ergründung und Etablierung dessen eine denkbare Aufgabe.

Heinz Bude blickt in einem weiteren hervorragenden Beitrag skeptisch auf die Generation der 68er-Kinder. Das Verhältnis zu den Eltern zeichne sich durch »spannungslose Entspanntheit« aus; es seien Söhne, die in ihrer »fröhlichen Zerstreuung« unter ihrer »geschichtlichen Wegdenkbarkeit« leiden. Mit den Eltern teilten sie »die gleichen Pop-Ikonen, die gleichen Fahrradwege« und fänden keinen Ansatz zur Rebellion im »gleichen Lebensschnitt«. Bude schließt mit einem Zitat: »Vor den Vätern sterben die Söhne.«

Ellen Kositzka

Mircea Eliade

Claudio Mutti: *Mircea Eliade und die Eiserne Garde. Rumänische Intellektuelle im Umfeld der Legion Erzengel Michael*, Preetz: Regim 2009. 142 S., 14,95 €.

Die »Eiserne Garde« ist eines der merkwürdigsten Phänomene im Rahmen des Gesamtfaschismus. Ernst Nolte hat sogar erwogen, sie nicht als politische, eher als religiöse Bewegung zu werten, ein nationalchristlicher Fundamentalismus, der im Rumänien der Zwischenkriegszeit nicht nur auf das einfache Volk, sondern auch auf die Intelligenz große Anziehungskraft ausübte. Claudio Mutti, italienischer Kenner des »Traditionalismus«, hat eine Studie vorgelegt, die sich vor allem mit dieser Faszination der »Legionärsbewegung« und ihres charismatischen Führers Codreanu beschäftigt. Im Mittelpunkt steht notwendigerweise Mircea Eliade. Beinahe zwei Drittel des Buches stellen dessen Beziehung zur Eisernen Garde dar und den Einfluß, den Eliade auf deren ideologisches Konzept ausgeübt hat. Ein weiteres Kapitel ist einem Lehrer Eliades, Nae Ionescu, ein drittes dem neben Eliade bekanntesten Intellektuellen im Umfeld der Eisernen Garde, E. M. Cioran, gewidmet. Die übrigen – Constantin Noica und Vasile Lovinescu – kennt außerhalb eines kleinen Kreises von Spezialisten niemand. Man muß dem Regim-Verlag dankbar sein, daß er das wichtige Buch von Mutti endlich in deutscher Sprache zugänglich gemacht hat. So exotisch der Gegenstand erscheinen mag, die Untersuchung wirft eben auch ein Licht auf die Komplexität dessen, was man gemeinhin »Faschismus« nennt, und auf die Geschichte Rumäniens, dieses Landes am Rande Europas, das – uns fast unbekannt; ein Zustand, dem die Nobelpreisverleihung an Herta Müller wohl etwas abhilft –, doch irritierenden Einfluß auf den Geist des Kontinents genommen hat.

Karlheinz Weißmann

C.G. Jung

Gerhard Wehr: *Carl Gustav Jung. Leben – Werk – Wirkung*, Schwielowsee: Telesma 2009. 503 S., 29,95 €

C. G. Jung gilt als der Esoteriker unter den Psychologen, falls man den ausgebildeten Mediziner und abtrünnigen Schüler der Psychoanalyse Sigmund Freuds heute überhaupt noch als solchen bezeichnen kann. In der empirisch-wissenschaftlich orientierten Psychologie ist seine Typologie, die Unterscheidung zwischen Extraversion und Introversion, das letzte verbleibende Element seiner Lehre. Nicht verwunderlich bei einem Denker, der offen zu einer Einheit von persönlich Erlebtem (und vor allem Erträumtem) und seinem Werk steht. Gerade hier liegt auch die Begründung, weshalb sich mit Vorliebe Nicht-Psychologen mit Jung befassen, in dessen Theoriebildung der Fokus eben nicht hauptsächlich auf statistischen Erkenntnissen liegt. Die neu aufgelegte Biographie von Gerhard Wehr setzt genau dort an, will keine sich in Sekundärliteratur erschöpfende sein, sondern versteht sich als Synthese aus (Er)leben und Werk Jungs: So bildet die wichtigste und oft zitierte Quelle dessen eigene Autobiographie. Man merkt Wehr die Nähe zum Objekt seiner Biographie deutlich an. So wirkt dieses anregende Lesebuch gelegentlich etwas unkritisch, gerade weil er hauptsächlich Jung selbst zu Wort kommen läßt. Vergleicht man sie allerdings mit dem Duktus der oft üblichen Zersetzungs-Biographien, so stechen besonders diese Eigenheiten erfrischend hervor, denn Wehr weiß vor allem eines: Interesse am Thema zu wecken und Jung aus seiner eigenen Zeit heraus zu verstehen. Ein interessanter Einstieg, der besonders Lesern zu empfehlen ist, die sich bisher nicht näher mit Jung beschäftigt haben und die Begriffe wie »Traumdeutung« nicht abschrecken.

Philipp Nicolay

Walter Nigg

Uwe Wolff: »Das Geheimnis ist mein«. *Walter Nigg. Eine Biographie*, Zürich: Theologischer Verlag 2009. 516 S., 44 €

Walter Nigg ist heute kaum noch ein Begriff. Selbst seine Leser dürften über die Person kaum etwas wissen. Er war mit Selbstauskünften sparsam und wußte zu Lebzeiten sogar die Veröffentlichung eines Autorenfotos zu verhindern. Im Gegensatz dazu steht der Erfolg, den er zu Lebzeiten hatte. Dieser Erfolg war nicht zuletzt auf die empathische Weise zurückzuführen, mit der der Theologe (der seine Professur bald wieder aufgab, um sich nicht spezialisieren zu müssen) seine Bücher schrieb. Sein größter Erfolg sind die *Großen Heiligen*, die er 1947 veröffentlichte und damit deutlich machte: Auch ein reformierter Christ kommt um die Heiligen nicht herum. Das Maß ist dabei allerdings nicht die Heiligensprechung, sondern das »voranleuchtende Menschenbild«, das aus ihnen spricht. Nicht jeder Heilige ist als solcher zu erkennen, sie können auch verborgen sein – wie die Narren. Der Mensch in seiner Beziehung zu Gott steht im Mittelpunkt der Bücher Niggs. Dieser seelsorgerische Ansatz hat dazu geführt, daß sich Axel Springer in einer Lebenskrise an ihn wandte. Aus dessen Briefen und Geschenken spricht eine große Dankbarkeit. Die Biographie zeigt, wie eng Pastorenamt und Schreiben bei Nigg verbunden waren und welch harte Schicksalsschläge er in der ersten Hälfte seines Lebens verkraften mußte. Nigg war überzeugt, daß der Glaube darauf eine Antwort geben kann und daß die Kapitulation vor dem Zeitgeist die Aufgabe der Heilsgewißheit bedeutet. Deshalb findet sich die Anfechtung durch den Teufel an prominenter Stelle in Niggs umfangreichem Werk, das durch die Biographie angemessen ergänzt wird.

Erik Lehnert

Linke und Nation

Stefan Bollinger (Hrsg.): *Linke und Nation. Klassische Texte zu einer brisanten Frage*, Wien: Promedia, 2009. 192 S., 12,90 €

Angesichts der traurigen Tatsache, daß die meisten derer, die sich hier und heute »links« nennen, eher antideutsch als antikapitalistisch eingestellt sind und noch Marx zu einem rechten Nationalisten stempeln würden, wenn sie ihn denn gelesen hätten, stellt eine fundierte Aufarbeitung des Verhältnisses der Linken zur Nation ein empfindliches Desiderat dar. In einer katechistisch anmutenden Quellenedition hat der ostmarxistisch geprägte Historiker Stefan Bollinger zentrale Texte versammelt, welche die großen politischen Auseinandersetzungen zwischen marxistischen Internationalisten, linken Nationalisten und Verfechtern nationaler Selbstbestimmung widerspiegeln. Unter den ausgewählten Autoren sind realsozialistische Führerpersönlichkeiten auffällig überrepräsentiert: neben Marx und Engels kommen Lenin, Stalin, Trotzki, Mao Zedong und Ho Chi Minh ausführlich zu Wort. Keine Stimme haben dagegen die Wortführer des westlichen Neomarxismus, und auch die thematisch überaus relevante Aufspaltung der Neuen Linken in Antifaschisten und Antideutsche bleibt unerörtert. Nicht zuletzt die nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums global wieder aufgebrochenen nationalen Fragen und ethnischen Konflikte, die der marxistisch offenbar unüberwindbaren »Nation« ihre unverminderte Aktualität bescheinigen, lassen diese Quellenauswahl als in einem antiquarischen Sinne historisch erscheinen. Aber bereits die in der Einleitung des Herausgebers unerschrocken aufrechterhaltene kommunistische Utopie zeugt von dem deutschen Eigensinn eines Ewiggestrigen des linken Lagers.

Siegfried Gerlich

Stichwortgeber

Hermann-Peter Eberlein: *Bruno Bauer. Vom Marx-Freund zum Antisemiten*, Berlin: Dietz 2009. 255 S., 16,80 €

Nach Erscheinen der zweiten Fassung von Armin Mohlers *Die Konservative Revolution in Deutschland, 1972*, schrieb ihm sein Freund Hans Fleig einen wütenden Brief, in dem es um den Vorwurf ging, daß Mohler – wie schon bei der ersten Ausgabe – versäumt habe, gebührend auf Bruno Bauer hinzuweisen. Es hat sich kein Antwortschreiben Mohlers erhalten, weshalb wir nicht wissen, warum Mohler die Bedeutung Bauers als Stichwortgeber der intellektuellen Rechten übergang. Bedauerlicherweise hat auch Hans-Peter Eberlein wenig getan, diese Lücke zu schließen. Dem Verfasser der kleinen Monographie, die jetzt im sozialdemokratischen Traditionsverlag Dietz über Bauer erschienen ist, scheint diese Funktion überhaupt nicht deutlich zu sein. Der einigermaßen tendenziös anmutende Titel »Vom Marx-Freund zum Antisemiten« macht schon mißtrauisch, und letztlich bekommt man nur eine intensivere Darstellung der Anfänge (mit Exkursen zu allen möglichen Aspekten der geistesgeschichtlichen Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), viele biographische Details und einen Abriss des Frühwerks, aber keine brauchbare Darstellung der späten Schriften. Vor allem aber fehlt dem Autor jedes Verständnis für die innere Logik, mit der dieser Linkshegelianer und Parteigänger der radikalen Demokratie seine ersten Überzeugungen korrigierte, dabei gewisse Grundvorstellungen beibehielt (etwa in bezug auf den illusionären Charakter der Religion), sich aber dem Gegner von ehemals und Ideen zuwandte, die kaum – wie Eberlein behauptet – zu Hitler, aber sehr wohl in die Ideenwelt der Konservativen Revolution führten.

Karlheinz Weißmann

Erfahrungsavantgarde

Heike Schneider/Adelheid Wedel: *Vom Privileg des Vergleichs. Erfahrungen ostdeutscher Prominenter vor und nach 1989*, Leipzig: Militzke 2009. 368 S., 22,90 €

Eine Erinnerung des Rezensenten vom Herbst 1991: Eine Tagung zur DDR-Literatur in Bonn. Auf dem Podium sitzt Frank Hörnigk, Professor an der Berliner Humboldt-Universität, Heiner-Müller-Experte. Er spricht über die Situation der DDR-Wissenschaftler. Das Wort der Stunde heißt »Abwicklung!« Ein Westkollege meldet sich zu Wort: »Sie werden nicht abgewickelt, Sie werden entwickelt!« – Hörnigk gehört zu den »ostdeutschen Prominenten«, die im Interview-Buch von Heike Schneider und Adelheid Wedel über die Erfahrungen vor und nach 1989 befragt werden. Die Demütigungen von damals ergeben heute einen Erfahrungsvorsprung: Man hat das Scheitern eines Staats bereits erlebt. Das schafft Gelassenheit, die fast alle Gespräche durchzieht. Der Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz spricht von der »notwendigen Mütterlichkeit« in der Kindererziehung. Der Publizist Christoph Dieckmann urteilt milde, daß die DDR-Bürger, die ihr Interesse auf die D-Mark fokussierten, sich über fehlenden Respekt nicht wundern dürften. Im übrigen sei alles so gekommen, wie es kommen mußte. Der Regisseur Andreas Dresen schildert, wie Lothar Bisky, damals Rektor der Filmhochschule, seinen ersten Film auf Anweisung von oben verbot, ihn im gleichen Atemzug aber aufforderte, weiterzumachen wie bisher. DDR-Alltagsdialektik! Was folgt daraus an politischer Erkenntnis? Erstaunlich wenig. Das alte Lied von Emanzipation und Demokratisierung wird neu intoniert. Der Schriftsteller Ingo Schulze beschwert sich, daß der Mauerfall gefeiert und gleichzeitig neue Mauern um Europa errichtet würden. Doch was wäre die Alternative?

Thorsten Hinz

Böse Frauen

Guido Eckert: *Zickensklaven. Wenn Männer zu sehr lieben*, Münster: Solibro 2009. 254 S., 12.80 €

Um gleich mal mit einer vollen Breitseite loszulegen: Dies ist ein *extrem schockierendes Männerbuch*. Es handelt vom alltäglichen *Zickenterror*. Also von *Frauen, die sich niemals – wortwörtlich niemals – entschuldigen würden. Auch dann nicht, wenn SEK und RTL vor ihrer Tür ständen. Und von Männern, die sehenden Auges ins Messer laufen*. Nicht daß Eckerts Buch sich um ein irrelevantes, weil rein privates Thema drehte. Natürlich verdient die »Zicke« (wer kennt nicht Mädels, die diese Selbstzuweisung auf dem Shirt tragen?) als eines der weiblichen Rollenmodelle unserer postpatriarchalischen Gesellschaft Beachtung. Gern eine kritische, zur Not eine schnodderige. Eckerts Buch, das bereits telegen vermarktet wurde und dankbare »Kundenrezensionen« einfährt, verharnt auch nicht bei Fallbeispielen und angeblichen O-Tönen, in denen »Zicken« aus dem Nähkästchen ihrer kaputten, gemeinen Seelen plaudern. Populärpsychologisch wird hübsch aufgedrösel, wie Zicken ticken (es seien pathologische Narzißten), wie Männer auf solche Liebesmuster »reinfallen« und wie man sich davon lösen kann. (Motto: *Und? Klingelt was?*) Es scheint aber, als habe sich Guido Eckert in redseligem Furor ein autobiographisches Sachbuch von der Seele geschrieben, nachdem ihm selbst eins dieser *hysterischen, aggressiven, seelenzerstörerischen, geldgeilen, durchgeknallten, unfähigen* Weibsbilder ungtut den Kopf verdreht hat. Vorn im Buch allerdings heißt es, der mehrfach mit publizistischen Ehrungen ausgezeichnete (*hey, welche Überraschung!*) Journalist und Schriftsteller lebe mit Frau und Kind. Frau hofft: Spannender und glücklicher, als sein »Buch« vermuten läßt.

Ellen Kositzka

Arme Frauen

Ingo von Münch: »*Frau, komm!*« *Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45*, Graz: Ares Verlag 2009. 208 S., 19.90 €

Der bekannte Jurist und ehemalige Hamburger Justizsenator Ingo von Münch hat sich einem auch heute noch gern tabuisierten Kriegsverbrechen des Zweiten Weltkriegs angenommen: den Massenvergewaltigungen deutscher Frauen durch Rotarmisten. In Form von Erlebnisberichten der Opfer plus wissenschaftlicher Analyse betritt der Autor publizistisches Neuland. Obwohl diese Massenverbrechen gut dokumentiert sind, wurde erst in jüngerer Zeit – auch durch die Verfilmung der Tagebücher der *Anonyma* – das Schweigen darüber mehr und mehr gebrochen. Der Autor beschäftigt sich mit den Gründen für die Darstellungsdefizite und konstatiert, daß der Grundsatz, nach dem die Deutschen Täter, aber keine Opfer seien, mit schuld an dem Schweigen sei. Dies und die begreifliche Scham der Opfer, über die Tat zu sprechen, bedingten sich gegenseitig. Münch beziffert die Opferzahl dieses Massenverbrechens auf ca. zwei Millionen Mädchen und Frauen, wobei viele nicht einmal, sondern mehrmals hintereinander unter unvorstellbaren Brutalitäten vergewaltigt worden waren. Zigtausend starben an den Folgen bzw. nahmen sich das Leben. Die Traumatisierung durch dieses singuläre Kriegsverbrechen betraf nicht nur die Frauen und Mädchen, sondern auch deren Angehörige: Kinder, Ehemänner, Väter usw., die mit Waffengewalt oft zum Zuschauen gezwungen wurden. Hier tobte sich kein »angestauter Sexualtrieb« aus, sondern im betrunkenen Siegesrausch und angefacht durch die sowjetische Propaganda wurde das Opfer auf größtmögliche Art und Weise gedemütigt. Die grauenhaften Tatschilderungen müssen jeden Leser zutiefst erschüttert zurücklassen.

Olaf Haselhorst

Gruppenzwänge

Erich Lamp: *Die Macht öffentlicher Meinung – und warum wir uns ihr beugen. Über die Schattenseite der menschlichen Natur*, München: Olzog 2009. 176 S., 22 €

Für die meisten Kommunikationswissenschaftler gibt es nur noch »konstruierte Wirklichkeiten« und ein Strukturrenirwana zur Erklärung der Öffentlichkeit. Dabei vergessen sie allzuoft den Menschen mit seinen Bedürfnissen und Ängsten. Erich Lamp begeht diesen Fehler nicht. Seine Untersuchung der Genese der öffentlichen Meinung setzt bei der sozialen Natur des Menschen an. So gelingt es ihm, den Gruppenzwang im Journalismus sowie den Konformitätsdruck für Rezipienten offenzulegen. Weil der einzelne Angst vor sozialer Ausgrenzung habe, unterwerfe er sich der herrschenden Massenmeinung. Diese habe sich weit von der in der Aufklärung modellierten idealtypischen Vorstellung der öffentlichen Meinung als sozialer Kontrollinstanz entfernt. Der Mainzer Publizistikforscher appelliert nun zaghaft an den einzelnen, sich bewußt zu werden, daß er mit seinen Ansichten nicht alleine dastehe. Eine persönliche Meinung, die von der Masse abweicht, dürfe nicht länger als individuelle Schwäche wahrgenommen werden. Darüber hinaus wünscht er sich eine Revitalisierung der öffentlichen Meinungsbildung als einen Diskurs rationaler Argumente. Wie dies erreicht werden könnte, erklärt Lamp hingegen nicht. Doch das ist nicht der Hauptmangel an seinem Ansatz. Vielmehr mißachtet er bei der Analyse der öffentlichen Meinung, daß diese nicht nur aus Furcht vor Vereinzelung entsteht, sondern durch eine naive, stillschweigende Zustimmung eines nicht unerheblichen Teils der Rezipienten gedeckt wird. Genau aus diesem Grund sind Ritualtheorien für die Kommunikationswissenschaft so wichtig.

Felix Menzel

Faschismus, klarge stellt

Unbekannt ist, auf wen die Verhohnepiepelung des Slogans zurückgeht, demnach »Faschismus keine Meinung, sondern ein Verbrechen« sei. Arge Witzbolde wendeten das »Verbrechen« zum »Versprechen«. Auf wissenschaftlichem Niveau greift Karlheinz Weißmann (*Faschismus. Eine Klarstellung*, Schnellroda: Edition Antaios 2009, 64 S., 8 €) den antifaschistischen Konsens gängiger Faschismus-Interpretation an. Der Göttinger Historiker liefert eine knappe und prägnante Phänomenologie aus »afaschistischer Perspektive«, um »den Faschismus mit Hilfe jener Methoden und Kriterien zu behandeln, die sonst für alle Gegenstände der Geschichtsforschung gelten«. Einige Punkte (Nationalismus, Idealismus, Voluntarismus, relative Modernität, Akzeptanz der Gewalt als Mittel, Führerprinzip) subsumiert Weißmann als Gemeinsamkeiten der vielfältigen Faschismen, um dann in fünf Folgekapiteln die Begründungen und Erscheinungsformen eines Prä-, Post-, Links-, Rechts- und gar Liberalfaschismus zu unterscheiden. Wer wußte schon, daß der heute auf libertärer Seite hochgeschätzte Ludwig von Mises 1927 befand: »Es kann nicht geleugnet werden, daß der Faschismus und alle ähnlichen Diktaturbestrebungen voll von besten Absichten sind und daß ihr Eingreifen für den Augenblick die europäische Gesittung gerettet hat. Das Verdienst, das sich der Faschismus damit erworben hat, wird in der Geschichte ewig fortleben.« Mit Mises sieht auch Weißmann, daß bereits der historische Faschismus »an dem Versuch gescheitert« sei, vom »Ausnahmestadium zur Normalität überzugehen.« Daß die faschistischen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts »sehr wohl verstehbar« seien, bedeute nicht, daß sie »das Modell einer guten Ordnung« abgäben.

Bruno Wille

Ob das deutsche Kaiserreich in den Jahren nach 1890 ein Hort der Freiheit oder der Unterdrückung war, läßt sich anhand von Biographien widerständiger Intellektueller ganz besonders gut entscheiden. Ein solches Exemplar wurde vor 150 Jahren, am 6. Februar 1860 in Magdeburg geboren. Es handelt sich um den heute weitestgehend vergessenen Philosophen und Dichter Bruno Wille, der einigen literaturgeschichtlich Interessierten vielleicht als Mitglied des Friedrichshagener Dichterkreises (Naturalismus) ein Begriff ist. Doch Wille war nicht als Dichter bedeutend, sondern als einer der erfolgreichsten kulturpolitischen Organisatoren des Kaiserreichs. Er gründete nicht nur die Berliner »Freie Volksbühne« (1890), sondern rief auch eine der ersten Volkshochschulen, die »Freie Hochschule Berlin« (1902) ins Leben. Sein Ziel: Nachdem die Arbeiter durch die Bismarcksche Sozialgesetzgebung am materiellen Wohlstand ihren Anteil hat-

ten, sollten sie ihn auch am geistigen bekommen. Aber Wille war damals schon kein Sozialdemokrat mehr, auch wenn er mit ihnen in den Zeiten der Sozialistengesetzgebung sympathisiert hatte. Er warf der SPD und insbesondere ihrem Führer August Bebel Autokratie und Oligarchie vor und suchte seinen Weg abseits der Parteien. Er fühlte sich anarchistischen und pantheistischen Ideen verpflichtet und war im Freidenkermilieu verwurzelt. Seine Tätigkeit als Religionslehrer der Freireligiösen Gemeinde brachte ihn 1895 mit dem Gesetz in Konflikt. Ohne Urteil, lediglich auf Beschluß der Schulbehörde, wurde er in die dörfliche Arrestzelle Friedrichshagens gesteckt, weil er der wiederholten Aufforderung, das Unterrichten zu unterlassen, nicht folgen wollte. Die Behörde war der Auffassung, daß nur Christen Religionsunterricht erteilen dürften. Ein in der Geschichte Preußens wohl einmaliger Vorgang, der gerade deshalb zu heftigen Protesten und bald auch zur Freilassung Willes führte. Voller

Aus Traum u. Kampf Mein 60jähriges Leben



Bruno Wille

Milde und Humor hat Wille die Ereignisse später in seinem Buch *Das Gefängnis zum Preußischen Adler* (1914) geschildert, ein liebevolles Sittengemälde des Kaiserreichs. 1915, als Lehrermangel herrschte, durfte Wille dann sogar am Gymnasium in Friedrichshagen unterrichten. Wille starb am 31. August 1928 auf Schloß Senftenau am Bodensee.

Kampfzonen I: Ideengeschichte

Den Kampfzonen der Intellektuellen widmet sich die Winterausgabe der *Zeitschrift für Ideengeschichte*. Nicht das gepflegte akademische Gespräch, sondern publizistische Gefechte seien es gewesen, die zur Revolutionierung von Denkweisen geführt haben. »Hier bewährt sich die Taktik der etablierten Hüter des Feldes, die Ideen der Gegner auszugrenzen, sie gar nicht auf dem Kampfplatz zuzulassen. Auf die Strategien des Ausschlusses antworten die Rebel-

len des Faches mit einer Ausweitung der Kampfzone. Wer entscheidet über die Kriterien des Diskurses? Der Kampf der Kombattanten ist immer auch ein Kampf um die Grenze.« Hübsch exemplarisch liest sich das im Aufsatz von Iwan-Michelangelo D'Aprile über zwei Prototypen der politischen Publizistik zu Zeiten der Französischen Revolution: den erkonservativen Misanthropen Friedrich von Gentz einerseits und den eloquenten »Agenten des Zeitgeistes« Friedrich von Buchholz andererseits, den sein Gegenspieler als »Chef der neuen revolutionären Schule in Berlin« identifizierte. Während für von Gentz (den Übersetzer Edmund Burkes) historisches Denken »Traditionsstabilisierung« bedeutete, postulierte der Frühliberale Buchholz das Gegenteil: »Die erste Regel der Politik ist, nie dem Zeitgeist entgegenzustreben.« Gentz blieb bei aller Abscheu fasziniert vom avantgardistischen Stil seines Kontrahenten, der mit seinen Artikeln den »ganzen Kreis menschlicher Verruchtheit durchmessen« habe. Ebenfalls der Lektüre wert: Gangolf Hübinger über die »Intellektuelle Mobilmachung im 20. Jahrhundert« sowie Reinhard Laubes Einblicke in die Bibliothek des 2006 verstorbenen Historikers Reinhart Koselleck. Das Einzelheft der Quartalszeitschrift kostet 12 €, Bezug: 089/38189750 oder bestellung@beck.de

Kampfzonen II: Zeitgeschichte

Während die NPD-Monatszeitschrift fürs gemeine Volk, die *Deutsche Stimme (DS)*, seit einiger Zeit zunehmend schäumt vor vulgärer Gargstigkeit, hat sich deren kleiner Bruder, das seit 2005 erscheinende Quartalsmagazin *Hier&Jetzt* erneut gemauert. Kaum mag man glauben, daß beide – wenigstens ungefähr – dem gleichen Stall entstammen. Die ehemalige Chefredakteurin Angelika Willig hatte das Blatt verlassen, um sich der »geschlossenen Theorie« zu widmen. Sie schreibt nun in der *DS* Artikel über Hitler als Reinkarnation Jesu Christi. *Hier&Jetzt* wird nun von Arne Schimmer verantwortet, der seit 2009 als Abgeordneter für die NPD im Sächsischen Landtag arbeitet – fraglos einer der raren klugen Köpfe dieser Partei. Trotzig macht sich auch Schimmer das Etikett einer »radikal rechten« Zeitung zu eigen. Schimmer spricht von einem »Debattenmagazin, in dem Streitfragen kontrovers und auf hohem Niveau ausgetragen werden.« Unter diesem Gesichtspunkt wird in der aktuellen, ansehnlich gestalteten Ausgabe auch ein Beitrag des »linken Patrioten« Michael Nier veröffentlicht, der ausgerechnet die verblichene DDR als Hort nationaler Selbstbestimmung preist: »Das Wohl des deutschen Volkes stand im Mittelpunkt der Politik der SED« usw. Neben weiteren sogenannten Vordenkern im nationalistischen Sinne wie Andreas Molau, Karl Richter und Jürgen Schwab kommt, gänzlich scheuklappenbefreit, Günter Maschke per Interview zu Wort, der u.a. über sein politisches Asyl anno 1968/69 in Kuba reflektiert. Wie »die etwas vulgäre Lebensfreude und der Asketismus eines Che Guevara mit seiner Forderung nach dem ›Neuen Menschen‹ (übersetzt: ›Arbeiten und Klappe halten‹)« auch für den Neu-Ku-



baner Maschke sich zunächst zu einer »angenehmen mélange« mischten, beschreibt der Ex-Marxist nicht ohne Selbstironie. Nämlich: »Intellektueller zu sein heißt auch, sich besser und gründlicher selbst belügen zu können als andere.«

Das Heft, 68 Seiten, kostet 4,50 €; Bezug über info@sachsenpublizistik.de oder über: Bildungswerk für Heimat und nationale Identität e.V., PF 320133, 01013 Dresden

Kampfzonen III: Geschlechtergeschichte

Ein Blick auf die Publikationsliste der Bundeszentrale für politische Bildung lohnt meist. Zu ihren Leitbildern, genauer: zur »Querschnitts- und Gemeinschaftsaufgabe«, zählt diese bundesrepublikanische Institution u.a. die konsequente Durchführung des *gender mainstreaming*. Bedauert wird in der Dezember-Ausgabe der hauseigenen Broschüre *Aus Politik und Zeitgeschichte*, daß Frauen in der Politik (so der Titel, 40 S., gibt's gratis unter www.bpb.de bzw. 0228/99515-115) »nach wie vor unterrepräsentiert« seien. Der große Unterschied liegt freilich zwischen »nach« und »vor«. Die Grünen hatten 2009 56 Prozent Frauen im Vorstand (bei 37 Prozent weiblichen sogenannten Parteimitgliedern), die SPD 40 Prozent (bei 30 Prozent weiblichen Parteimitgliedern), die FDP nur 19 Prozent (23 Prozent weibliche Parteimitglieder). In fünf Aufsätzen ist nachzulesen, wie »Frauenmacht« im Wandel der letzten Jahrzehnte praktiziert und beschrieben wurde. Einerseits wird geklagt: »Männer erscheinen für das Männergeschäft Politik *per se* geeignet (!), während Frauen mit Fragen nach ihrer Kompetenz konfrontiert (!) werden«. Andererseits wird triumphiert – ist nicht jede Politikerin irgendwie auch Rebellin? Denn: »Politikerinnen irritieren oder stören *qua* Geschlecht die Vorherrschaft und medial untermauerte Geschlechterhierarchie.« Auffallend, leider nicht eigens erwähnt, obgleich doch so peinlich auf Quantität in der Geschlechterrepräsentanz gesetzt wird: Gegenüber altgedienten Protagonistinnen wie Däubler-Gmelin, Schmalz-Jacobsen, Diemer-Nicolaus, Dingwort-Nusseck und Oesterle-Schwerin sind die Namen der jüngeren Gardemädchen deutlich kürzer geworden. Am Ende weiß man nicht, ob man es als peinlichen *fauxpas* oder als Beleg für die programmatisch postulierte Ausgewo-

genheit werten soll, daß die fünf Beiträge weiblicher Wissenschaftler ausgerechnet von einem Geleit – und einem essayistischen Schlußwort aus männlicher Feder eingerahmt werden. Reinhard Mohr nämlich, Mittfünfziger mit bekannter Neigung zu jungen Ladies im »frechen Mini-rock«, kommt mit seinem flotten Aufsatz über »die subtile Entkernung des Politischen« (durch Frauen-Polit-Talk) am Ende daher wie ein muskulöser Elefant im gerade eben säuberlich aufgeräumten Porzellanladen. Nur eins von vielen Zitaten, die das ganze vorherige Gerede über »Frauenmacht« konterkarieren: »Anne Wills weißes ›Betroffenheitssofa‹ – man stelle sich ein derart feminines Möbelstück in Werner Höfers weinselig paffender Herrenrunde vor! – repräsentiert symbolhaft die neue Funktion der Talkshows: Sie sind Meß- und Auffangstationen des sozialen Grundrauschens, Seismographen des gesellschaftlichen Selbstgesprächs und Sprachrohr diffuser Stimmungen.«

85. Geburtstag Alfred Grosser

Er sei ein als Jude geborener, geistig dem Christentum zugeneigter Atheist: So sieht sich der am 1. Februar 1925 in Frankfurt/Main geborene Publizist Alfred Grosser selbst. Zeitlebens lag ihm, der 1933 mit seinen Eltern nach Frankreich emigrierte, das deutsch-französische Verhältnis am Herzen, zahlreiche Bücher hat der Soziologe und Politikwissenschaftler dazu verfaßt. Seinen Posten beim französischen Magazin *L'Express* verließ er vor einigen Jahren auch wegen dessen unausgewogener Nahost-Berichterstattung (»Opfer gewesen zu sein hat noch nie jemanden daran gehindert, Henker zu werden«); hierzulande kritisiert er die Verwendung jener Waffe, die Martin Walser einst »Auschwitzkeule« nannte.

»Unvergleichlichkeit ist für mich in jedem Fall ein Wort, das idiotisch ist – so etwas gibt es nicht. Außer man sagt theologisch, Auschwitz sei einmalig. Aber wenn man es nicht vergleicht, kann man es nicht beweisen.« Wichtig ist für Grosser, zu betonen, daß zahlreiche Israelis in diesen Punkten so dächten und schrieben wie er – was vor allem »nicht in die Köpfe des Zentralrats« hineinginge. Die eifernden Verfechter israelischer Kriegs- und Moralpolitik – namentlich Henryk M. Broder und Elie Wiesel – hat Grosser scharf kritisiert. Von diesen Fragen handelt auch sein jüngstes, 2009 erschienenes Buch *Von Auschwitz nach Jerusalem (Sezession 32)*.

Frankfurter Schule

Bereits in der siebten, nun hochaktuell überarbeiteten und neu betitelten Auflage ist Rolf Kosieks Buch *Die Machtübernahme der 68er. Die Frankfurter Schule und ihre zersetzenden Auswirkungen* (Tübingen: Hohenrain 2009, 400 S., 19,80 €) erschienen. Weder der reißerische Titel noch die leicht inflationäre Verwendung des Attributs »politisch korrekt« können darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei Kosieks Buch um eine wohlsortierte Fundgrube und passable Einführung in die »Kritische Theorie« der seit Jahr-

zehnten tonangebenden Gesellschaftstheoretiker handelt. Vorgestellt werden die führenden Vertreter des 1923 gegründeten Frankfurter »Instituts für Sozialforschung« und deren umstürzlerische Lehre, daneben werden Kampagnen wie jene gegen den konservativen Gegenspieler Arnold Gehlen sowie der Historikerstreit bündig aufgefächert. Wie sich der »Kulturbruch« bis heute auswirkt (Stichworte: »Charakterwäsche«, Konflikttheorie, Strafrechtsreform, »Gender-Mainstreaming«), wird in einem ausführlichen zweiten Kapitel dargelegt. Ein umfassender Schlußteil widmet sich allein dem Umweltschutz – das ist so überraschend wie sachgerecht.

Beim Autor selbst handelt es sich um einen tragischen Fall. Seine wissenschaftliche Karriere wurde unter eben den Mächten gebrochen, deren Vorzeichen er hier beschreibt. Kosiek ist Kernphysiker und war beamteter Dozent, daneben Mitarbeiter in der Duden-Redaktion. Angeblich nicht seine frühe NPD-Mitgliedschaft, sondern seine Beteiligung an Aktionen gegen ultralinke Studenten sowie die Tatsache, daß er am Ulmer Staatstheater eine DDR-Fahne einholte, hatten Anfang der Achtziger zu seiner Entlassung aus dem Staatsdienst geführt. Auch ein Weg, um zum Erfolgsautor zu werden.

Darkwood

Was war's genau, das uns Wessis diese Regionen hinter der damals gerade gefallenen Mauer so anziehend machte? Nun, nicht zuletzt Töne, die dort anklangen: »Neofolk«, in diversen mitteldeutschen Tonstudios produziert, eine Art avantgardistische Volksmusik, an romantische Traditionen anknüpfend, lyrisch, symbolgeladen. Darkwood, eines der Musterbeispiele jener Kapellen, die ihr Œuvre aus dem Schutt zweier Diktaturen bauen, stammen sprechend aus Finsterwalde und musizieren heute von Dresden aus. Das im Advent erschienene CD-Album »Ins dunkle Land« präsentiert so rechte Wintermusik, heimlich und düster, besser: sehr melancholisch. Höchst einnehmend die zarte und männliche Stimme Henryk Vogels im Verein mit Gitarre, Cello, Geige und Akkordeon und gelegentlich synthetischen Klangcollagen. Daß einige der Lieder in englischer Sprache präsentiert werden, tut der Sache keinen Abbruch. Manche Form des Pathos klirrt derart um so schöner – auf gut deutsch wäre der Kitschverdacht nahe, und dem enthält sich Darkwood doch nachdrücklich. Sehr schön etwa *Nothing left to lose* – mit den nachgesetzten Vorbehalten ... *but time /– lies /– fears*. Die Stilrichtung solcher Musikgruppen wurde gelegentlich unter dem Stichwort »ästhetischer Mobilmachung« rubriziert. Die Netzpräsenz www.darkwood.de, fein gestaltet mit Federzeichnungen Franz Stassens, mag diese Zuweisung unterstreichen.

Einen bestechenden Eindruck gewinnt, wer bei www.youtube.de die Stichworte darkwood und wintermärchen (aus dem Vorgänger-Album »Notwendfeuer«) eingibt. »Ins dunkle Land« sowie »Notwendfeuer« kosten je 12,50 €, Bestellung über Darkwood, PF 200211, 01192 Dresden oder per Blitzpost unter darkwood@darkwood.de.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-73-2
Dirk Davatzmann
DER JUNGE HITLER
Korrekturen an
seiner Biographie
1889-1914
392 Seiten,
12 Seiten Bilder,
Hardcover
€ 29,90

Die vielfältigen geistigen Einflüsse in der Kindheit und Jugend Adolf Hitlers sind in den bisher-

gen Biographien generell zu wenig beachtet worden. In dieser stilistischen Studie gelingt es dem Autor, nach manchen Fehlertiteln über die Wurzeln von Hitlers Weltanschauung zu hinterfragen, zu dessen Entstehung dieser freilich selbst beigetragen hat. Welchen Einfluss übten Schopenhauer und Gustav Meißner, Wagner und Nietzsche, der Sozialistenführer Victor Adler und der christlich-sozialistische Bürgerrechtler Karl Lueger auf den Denken des Himmelskinder aus?



ISBN
978-3-902475-36-7
Tim Newark
**MUSSOLINI,
HITLER UND DIE
MAFIA IM KRIEG**
260 Seiten,
16 Einbezüge, zahlr.
Zwischenaufnahmen,
Hardcover
€ 19,90

Schloß die Regierung der USA einen Waffenstillstand mit einem organisierten Verbrechen, um

sich dessen Unterstützung im Kampf gegen Hitler und bei der Eroberung Italiens zu versichern? Entfalteten die Amerikaner die Mafia gar als Geheimwaffe in Südtirol? Setzte die Mafia einen Preis-Killer auf Hitler auf? Daß es Absprachen zwischen US-Geheimdiensten und der Mafia gegeben hat, ist heute unbestritten, doch wie weit ging diese Partnerschaft? Dieser Buch scheidet Fakten von Legenden.



ISBN
978-3-902475-32-9
Werner Böhminger
**„ICH WOLLTE
NICHT DANEBEN
STEHEN ...“**
Lebenserfahrungen
von Alfred
Bauer bis
Ernst Jünger
Essays
352 Seiten,
ca. 40 Fotos,
Hardcover
€ 19,90

So gut auch die Zeit der Dritten

Reiches erforscht ist, so wenig bekannt ist die Mentalitätsgeschichte dieser Zeit, insbesondere, was die Motive und geistigen Hintergründe jener konservativen und rechten intellektuellen betrifft, die nur zu oft zwischen Hingabe, innerer Emigration und offener Widerstand schwankten. 14 Essays über Vertreter der „jungen Emigration“, NS-Diskussionen und Buchtitel jener Zeit.



ISBN
978-3-902475-65-7
Peter Bannan
**„KULTUR-
BOLSCHEWISMUS“
ODER „EWIGE
ORDNUNG“**
Architektur und Ideologie
im 20. Jahrhundert
198 Seiten, zahlr.
Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Reichdach oder Stahlloch, Symmetrie oder Asymmetrie, gegliederte oder ungegliederte Fassade, landschaftlich verortetes Bauen oder internationaler Stil? Architektur hat im 20. Jahrhundert viel mit Ideologie, mit Weltanschauung zu tun. Gegen den üblichen Selbstvertrauen des Historikers werden sich nicht nur Modernisten, sondern auch Vertreter der klassischen „weißen Ordnung“. Doch ihre Antworten sind grundverschieden. Ist der Circus nicht wirklich, wie Adolf Loos sagte, „ein Verbrechen“? Glauben wir heute noch Le Corbusier, daß die Städte vor allem „maschinengerecht“ werden müssen?

ARES VERIAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Briefe an Alle und Keinen

DANKE, LIEBER SAM ALLARDYCE, für den Hinweis auf das beinahe unbemerkt gebliebene Verschwinden des weißen Mannes an entscheidender Stelle: Haben Sie doch als Manager der Blackburn Rovers messerscharf analysiert, daß beim Spiel des FC Portsmouth gegen den FC Arsenal zum ersten Mal in der Geschichte der englischen *Premier-League* zwar 22 Mann aus 15 Nationen um den Sieg rangen, darunter aber kein einziger Engländer. Trost und Perspektive liegen jedoch in dem Umstand, daß zwei aus der mittlerweile also fast uninteressant gewordenen Spezies der Einheimischen Minuten vor dem Schlußpfiff noch eingewechselt wurden. Dies, daß also die Verantwortlichen am Ende ihre Hoffnung auf eine Wende doch wieder in die Hand der Autochthonen legten, soll uns als Sinnbild gelten. Hatten diese beiden Fackelträger denn wenigstens Ballkontakt?

fragt *Sezession*

EIN LESER AUS LUCKENWALDE FRAGT, wann wir auf tägliche Erscheinungsweise umstellen wollen – und unterstützt seine hinter der Frage höflich verborgene Aufforderung mit der Zusicherung, daß er sein Abonnement auf jeden Fall halten werde. Nun denn: Bei zweihundertfünfzig Werktagausgaben × 7,50 € kämen wir auf 1 875 €, abgerundet 1 500 € für ein voll bezahltes Jahresabonnement (ermäßigt: 1 000 €). Wenn bis zum 30. Juni einhundertfünfzig Verlängerungszusagen vorliegen, gehen wir die Sache an,

garantiert *Sezession*

UND AN DEN LESER W.S. AUS EINER WELTSTADT NEBEN POTSDAM ergeht die dringende Bitte, nie wieder auf ein Heft aus Schnellroda zu hoffen und ebenfalls nie wieder ein Buch bei dem mit uns befreundeten Verlag *Edition Antaios* zu bestellen. Denn weder die eine noch die andere Adresse verstehen sich als Leihbücherei, und nach zwei Wochen ein völlig zerlesenes Heft zum Umtausch zurückzusenden, weil's angeblich das falsche war, hat einmal zwar funktioniert; wenn dann aber auch die beiden bestellten Bücher zurückkommen, in denen – ehrlich! – mit Kugelschreiber Randbemerkungen geringen Niveaus notiert sind, wächst in uns ein schrecklicher Verdacht. Er hat sich mittlerweile erhärtet, denn

auch auf die dritte Mahnung haben Sie nicht reagiert, und die besudelten Bücher sind nach nochmaliger Zustellung unfrei an uns zurückgegangen. Also: keine falsche Bewegung mehr,

warnt *Sezession*

IHNEN, STEPHAN BRAUN, sagen wir ganz burchikos: In einer von Ihnen verantworteten Publikation steht eine nicht ohne schäbigen Hintergedanken »durchgerutschte« Falschaussage. Damit wir uns richtig verstehen: Machen Sie noch einmal das Maul auf und behaupten, Kubitschek sei stellvertretender Redakteur der *Deutschen Stimme*, dann kommen wir vorbei und machen's Ihnen wieder zu. Einverstanden?

Bon! *Sezession*

UND IHNEN, F.R. AUS W., wünschen wir weiterhin große Ohren und flinke Hände: Notieren Sie bitte stets emsig das, was Sie zu den Dingen meinen, die wir vordenken – und verzeihen Sie uns Phasen der Epigonalität. Niemand wird besser als Sie verstehen, daß geistige Wiederkäuerei eine Art Schicksal ist, das anzunehmen der ein oder andere Sekundärdenker nicht umhin kommt. Aber trösten Sie sich: Bei uns ist Einfalllosigkeit auf Phasen beschränkt und kein Dauerzustand wie bei Ihnen. Jedenfalls: Wir sind stolz darauf, daß wir zur Sinnerfüllung Ihres Lebens durch unsere Äußerungen und sogar durch unser beredtes Schweigen maßgeblich beitragen. Wer von uns hätte vor Jahren darauf gehofft, daß sich an unseren Waden ein (sogar vermutlich männlicher) Groupie festbeißen würde.

Mit originellem Gruß!

Sezession

DER DIESJÄHRIGE PREIS DER SEZESSION GEHT AN GUIDO WESTERWELLE, seines Zeichens Außenminister (Polens, glauben wir). Der Preis, den wir an Neujahr ausgewürfelt haben, ist mit 500 € dotiert und wird am 12. März in der Gaststätte »Zum Schäfchen« in Schnellroda verliehen. Der Preis ist an die Bedingung geknüpft, daß der Träger persönlich vor dem Tresen stehend aus 11 in einem Lostopf versammelten Fragen 3 zieht, verliert und für die Anwesenden zufriedenstellend beantwortet. Hernach kann er das Preisgeld einstreichen. Sollte er am Tag der

Verleihung bis 21.00 Uhr diese Bedingungen nicht erfüllt haben, wird die gesparte Summe auf einem Deckel notiert und noch am selben Abend von den Gästen aufgezehrt. Jedoch: Er wird kommen!,

hofft *Sezession*

GELEGENHEITSLERERIN RUTH F. AUS F. schreibt – vermutlich unter Tränen – zunächst davon, daß sie derzeit Geschichte »auf Bachelor« studiert und bei der Lektüre eines *Sezession*-Hefes von Panik ergriffen worden sei. Unser Ton hat Sie also an den *Stürmer* erinnert, und nun stellen Sie sich unentwegt die Frage, warum wir aus der deutschen Geschichte nichts gelernt haben? Wir möchten Sie, liebe Ruth, gerne trösten und Ihnen versichern, daß auch wir aus der Geschichte etwas gelernt haben, wenn auch etwas anderes als Sie. Und dann möchten wir doch noch besorgt nachfragen, in welchen Kreisen Sie verkehren, wenn Sie so mal eben einen Vergleich mit dem *Stürmer* anzustellen in der Lage sind. Da muß ja ein gerüttelt Maß an Lese-Erfahrung und Stil-Verinnerlichung vorhanden sein, in Ihrem kleinen Aufpassergehirn,

mutmaßt *Sezession*

HORST SEEHOFER, ALTER GANGSTA!

Ziemlich coole Musik, die Ihre Kinder da angeblich hören! Daß Sie nun den Kapellmeister *Bushido* persönlich kennengelernt und sich blendend mit ihm verstanden haben – das ist bombig und beweist, daß auch einem Absolventen der Knabenrealschule in Eichstätt auf so schöne Wörter wie »Küssen« und »Tänze« nicht nur romantische Reime einfallen müssen. Welcherart Wahlkampfsong Ihnen Fäkalartist *Bushido* nun komponieren soll, darauf sind wir doch mal gespannt. »Ich rap für Außenseiter« textete der Tunesier schon vor Jahren. Einen – bitte schön neuen – Reim drauf sollten Sie sich lieber beizeiten machen. Und vielleicht haben Sie wirklich alles Anale und die zugegebenermaßen nur gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in *Bushidos* Texten überhört – oder Ihre Kinder haben ihnen nicht die ganze Wahrheit erzählt, und Sie halten jetzt *Bushido* für den japanischen *Rosenstolz*. Immerhin verspricht er ja: »Mein Rap legt sich über die Szene wie ein schwarzes Tuch«. Das paßt farblich gar nicht schlecht zur C-Partei, im doppelten Sinn natürlich, vielleicht lassen Sie sich das von Ihren Kindern mal erklären. Es ist gut und verlängert die staatsparteilichen Zustände in Bayern, wenn man mit den Wölfen heult, denken Sie? »Es ist mein Tag, dein Sarg, mein Land«, spricht *Bushido*. Ach Horst, zwischen Laptop und Lederhose, Bayern und Berlin, Frau und Zweitfrau haben Sie offensichtlich schon vor langer Zeit die Orientierung verloren. Politisch wollen wir Ihnen deshalb gar nicht kommen, bleiben wir in Herdnähe: Bitte überprüfen Sie, ob noch alle Tassen im Schrank sind.

Ihre Kunstliebhaber von der
Sezession



ABER SCHADE, LIEBE FRAU M.,

daß Sie uns kein Exemplar des Büchleins zusenden wollen, das in dem kleinen Verlag erschienen ist, dessen Presseangelegenheiten Sie betreuen. Schade eventuell auch für Sie und Ihren Chef, denn soweit wir sehen, hat das Werk weit und breit noch keine Aufnahme in jedwede Rezensionssparten gefunden. Ihre zunächst hart-coole Stimme, Frau M., überschlug sich undamenhaft, als wir Sie nach Gründen für Ihre »Haltung« fragten. So ist das also: Sie wollen »um keinen Preis mit uns unter einer Decke stecken«. Wieso nochmal »Preis«? Wir hatten mitnichten Geld geboten. Und apropos gemeinsame »Decke«, die wiederum nur Sie allein ins Spiel brachten: Wir haben uns mal Ihr photographisches Konterfei auf der Verlagsseite aufgerufen und empfinden Ihre überdeutliche Ablehnung nun doch als konsensfähig. Unser Bedarf ist fraglos gedeckt. Dennoch danke fürs Gespräch,

Ihre Gesichtsfaschisten von der
Sezession

HAUPTFELDWEBEL DUPLITZER!

Die als Kompliment gemeinte, von Ihnen aber als Kränkung empfundene Bemerkung, daß Sie »für eine Lesbe aber verdammt gut aussehen«, werden Sie aus unserem Munde gewiß nicht hören. Als Sie, mehrfache Deutsche, einst Europa- und Vizeweltmeisterin im Degenfechten, Ihren Dachverband um Unterstützung bei den *Gay Games*, einer Art Olympiade für Homosexuelle, baten, empfanden Sie die Antwort als diskriminierend. Dabei hatte man nicht ablehnend reagiert, im Gegenteil: Schließlich, so der Zuständige, habe man ja auch die Behinderten-Fechtweltmeisterschaft unterstützt. Danach hatten Sie, klar, »keinen Bock« mehr – muß entsetzlich sein, sich auf eine Stufe mit diesen Behinderten herabgewürdigt zu sehen. Aber, wie heißt es doch heute? »Behindert ist man nicht, behindert wird man.« Und homosexuell, da haben wir wohl was falsch verstanden und bäten um eine Ergänzung: *ist* man oder *wird man gemacht*? Ein Tip: Wenn Sie weniger grimmig mit freundlichen, aber unbeholfenen Äußerungen zu Ihrer (von Ihnen selbst zur Sprache gebrachten) sexuellen Ausrichtung umgingen, sähe die Welt (und Sie darin) gleich freundlicher aus.

Ihre Sportsfreunde von der
Sezession

Der Begriff Faschismus steht für

- ✍️ eine politische Bewegung, deren Ziel die vollständige Integration einer von Desintegration bedrohten Gesellschaft ist,
- ✍️ weshalb alle historischen Faschismen nationalistisch waren
- ✍️ und ihren Nationalismus mit sozialistischen Ideen kombinierten.
- ✍️ Die Weltanschauung des Faschismus ist idealistisch und voluntaristisch
- ✍️ und entstand in einem bestimmten »intellektuellen Klima«, das von sehr verschiedenen philosophischen, religiösen und ästhetischen Strömungen Europas geprägt wurde.
- ✍️ Der Faschismus bekämpft im Namen seines Hauptziels jede Ideologie (Kommunismus, Sozialismus, Liberalismus, unter Umständen Konservatismus) oder Gruppe (Juden, Freimaurer, Angehörige sonstiger Geheimgesellschaften, Sekten, unter Umständen Kirchen), die der Integrität der Nation schaden kann beziehungsweise einen entsprechenden Verdacht weckt.
- ✍️ Der Faschismus schätzt die Gewalt als Mittel,
- ✍️ das autoritative Handeln (Führerprinzip, Entscheidung, Befehl-Gehorsam)
- ✍️ und einen entsprechenden politischen Stil (Massierung, Militarisierung).
- ✍️ Der Faschismus will nicht zurück, er strebte grundsätzlich etwas Neues an: ein »neuer Mensch« in einer »neuen Ordnung« am Beginn eines »neuen Zeitalters«.
- ✍️ Er ist insofern modern, wie auch sein Anspruch auf »Totalität« nur aus den Handlungsmöglichkeiten erwachsen kann, die mit der Moderne gegeben sind.

(aus Karlheinz Weißmann: *Faschismus. Eine Klarstellung*, Schnellroda 2009)